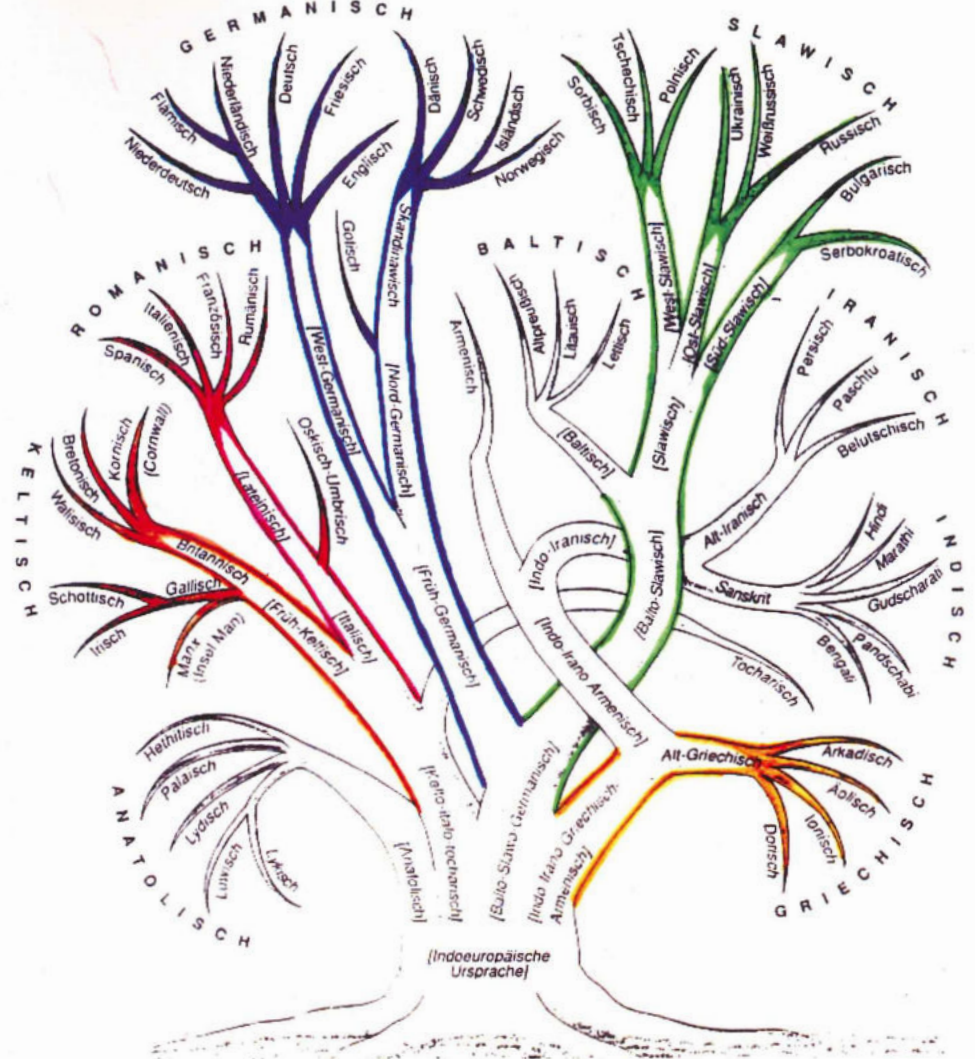
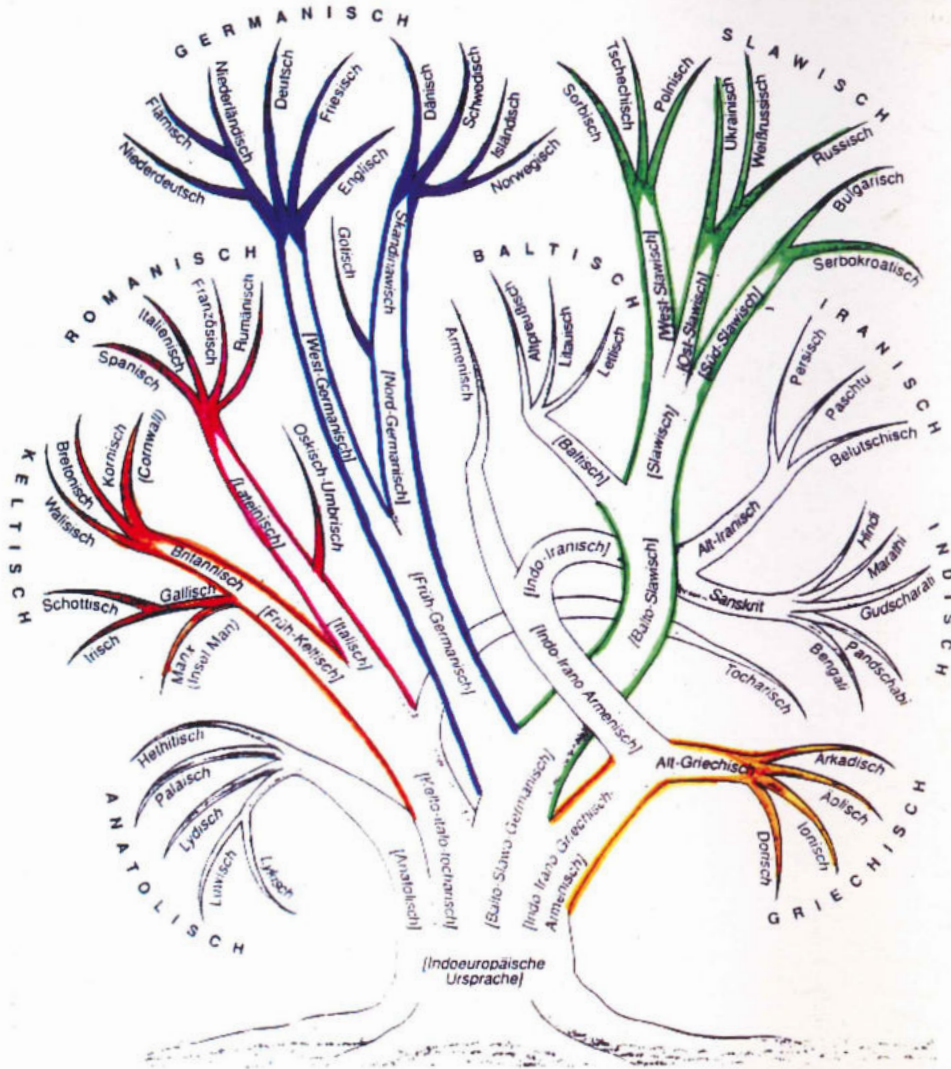


ІСТОРІЯ НІМЕЦЬКОЇ МОВИ

Практикум з курсу



МІНІСТЕРСТВО ОСВІТИ І НАУКИ, МОЛОДІ ТА СПОРТУ УКРАЇНИ

Одеський національний університет імені І.І. Мечникова

Кафедра німецької філології

ІСТОРІЯ НІМЕЦЬКОЇ МОВИ

ПРАКТИКУМ З КУРСУ

*для студентів факультету романо-германської філології
(заочна форма навчання)*

Одеса
Фенікс
2019

Укладачі:

Іваницька Ю.В. – канд. філол. наук, доцент;
Азарова І. І. – канд. філол. наук, доцент.

Рекомендовано до друку Вченою радою
факультету романо-германської філології
Одеського національного університету імені І.І. Мечникова.
Протокол № 6 від 23.03.2019 р.

Рецензенти:

Кулина І.Г. – канд. філол. наук, доцент;
Тупікова Т.В. – канд. філол. наук, доцент.

Історія німецької мови : практикум з курсу /
Ю.В. Іваницька, І.І. Азарова // Одеський національний університет
імені І.І. Мечникова. – Одеса : Фенікс, 2019. – 60 с.

ISBN 978-966-438-418-3

Практикум призначений для студентів факультету романо-германської філології (заочної форми навчання), а також інших факультетів, які вивчають курс «Історія німецької мови». Завданням практикуму є ознайомлення студентів зі шляхами та особливостями розвитку німецької мови, її становленням. На підставі порівняльно-історичного методу у практикумі висвітлено основні особливості фонологічної системи та морфології німецької мови у давньо- та середньовісній німецькому періодах розвитку. Історичні нариси допоможуть більш детальному вивченню історії мови. Надані питання сприяють зосередженню уваги на вивченій темі та є перевіркою засвоєння матеріалу.

ISBN 978-966-438-418-3

© Азарова І. І., Іваницька Ю.В.

© Оформлення ПП «Фенікс», 2019.

«Je mehr wir von der Zukunft der deutschen Sprache vorherwissen wollen, umso intensiver müssen wir ihre Geschichte studieren».

LEKTION 1. GRUNDBEGRIFFE DER SPRACHENTWICKLUNG

Die Sprache verändert sich im Laufe der Zeit. Schon wer die Sprache verschiedener Generationen vergleicht, wird wahrscheinlich feststellen, daß Unterschiede bestehen, nicht nur was den Wortschatz, sondern auch was das Sprachsystem betrifft. Was gestern gegen die Norm verstieß, wird heute unter Umständen schon akzeptiert.

Ist aber ein solcher Sprachwandel zufällig? Wenn z.B. das Dativ-e (*mit dem Kind-e spielen*) und das Genitivobjekt (*Er schämte sich seiner Eltern*) seltener werden? Oder wenn Konjunktivformen wie *hülfe, fröre, tränke* immer mehr zu Gunsten einer Umschreibung mit *würde* verschwinden? Wir verstehen diese Veränderungen leichter, wenn wir wissen, daß es sich hier um Beispiele einer für alle germanischen Sprachen typischen Entwicklungstendenz handelt, deren Anfänge mehr als 2000 Jahre zurückliegen.

Sprachgeschichte ist für das Erlernen einer Sprache insofern von Bedeutung, als sie die Regeln und Ausnahmen des sprachlichen Systems weniger undurchsichtig macht und uns den Hintergrund für die Veränderungen und die Weiterentwicklung der Sprache von heute erläutert.

Sprachgeschichte ist auch die Geschichte der Wörter und damit auch die der kulturellen Entwicklung. Die Sprache ist ja eine soziale Erscheinung, ein Mittel der Menschen, sich untereinander zu verständigen. Das Entstehen und Verschwinden der Wörter spiegelt immer die Zeit, die Sitten und Gebräuche, die geistigen Strömungen, die Veränderungen der Lebensbedingungen und den Wandel der gesellschaftlichen Struktur wider. Obwohl es erst seit 1200 Jahren schriftlich überlieferte deutschsprachige Quellen gibt, kann man mit Hilfe des Wortschatzes auch gewisse Schlüsse über die schriftlose Zeit ziehen: er enthält Erinnerungen an frühere Epochen der Menschheit ebenso wie Widerspiegelungen der späteren.

Das Wort *Laune* (aus lat. *luna* «Mond») z.B. verrät, daß die mittelalterliche Astrologie der Ansicht war, daß die Stimmungen der Menschen von dem wechselnden Mond abhängig waren (vgl. eng. *lunatic* «verrückt»). Das *Verb fressen* (*ver* + *essen*) bedeutete bis in mhd. Zeit nur «ganz aufessen». Dies galt aber von da an als unfein, als neue Tischsitten verlangten, daß man einen Rest auf dem Teller übriglassen müsse. Deswegen wurde das Wort auf Tiere bezogen und auch umgangssprachlich im Sinne von «gierig essen» verwendet. *Brille* erzählt uns, daß die ersten Brillen – um 1300 -aus dem geschliffenen Halbedelstein *Beryll* hergestellt wurden. Die verschiedenen

Bezeichnungen für *Apfelsine* (älteres Niederländisch *appelsina* «Apfel aus China») in Deutschland und Österreich erinnern daran, daß Norddeutschland seine Apfelsinen über Hamburg und Amsterdam bekam. Goethe spricht z.B. von *Goldorangen*, und noch heute sagt man in Österreich *Orangen*.

Anhand von diesen und ähnlichen Beispielen zeigt sich, daß die Sprache auch ein Spiegel der Sprachträger ist, der Menschen, die sie gestern gesprochen haben und heute sprechen. Dies bedeutet aber auch beim Studium einer Sprache und ihrer Geschichte, daß die Umwelt nicht vergessen werden darf, in der diese Sprache gesprochen wurde und wird.

Sprachliche Veränderungen. Wie sehr sich die deutsche Sprache seit den ersten schriftlichen Denkmälern im 8. Jh. verändert hat, bemerkt man, wenn man einen Text aus dieser Zeit liest. Zwölf Jahrhunderte sind eine lange Zeit, in der mancherlei Veränderungen in der Sprache vorgehen. Schon wenige Zeilen aus dem Vaterunser können das zeigen.

Um 825 schreibt ein Mönch im Kloster Fulda:

si giheilagot thin namo, queme thin rihi, si thin willo, so her in himile ist, so si herin erdu.

Im Kloster Milstatt in Kärnten lautet derselbe Text um 1200:

geheiligt werde din name. zuchom uns din rich. din wille werde hie uf der erde als da ze himele.

In Luthers Bibeldruck von 1544 heißt es:

Dein Name werde geheiligt. Dein Reich kome. Dein Wille geschehe auff Erden wie im Himmel,

und so steht es auch heute noch, mit geänderter Rechtschreibung, in den Ausgaben der Luther-Bibel.

Man erkennt sofort, daß die Entwicklung der Sprache in Stufen vor sich geht. Die vollen Endvokale des Textes von 825 (*namo, willo, erdu, rihi, giheilagot*) sind um 1200 zu «e» geworden oder verschwunden (*name, wille, erde, rich, geheiligt*). Aber das lange «i» der betonten Silbe (*din, rihi*) zeigt sich erst bei Luther als «ei» (*dein, Reich*), wie wir es heute noch sprechen. Auch Wortlaut und Wortfolge der drei Texte sind verschieden. Man kann also feststellen, daß die Sprache auf allen Ebenen Veränderungen durchmacht, d.h.:

Auf der phonologischen Ebene: Ausspracheveränderungen;

Auf der morphologischen Ebene: die Flexion ändert sich;

Auf der syntaktischen Ebene: der Satzbau wird anders;

Auf der lexikalischen Ebene: Veränderung im Wortbestand;

Auf der semantischen Ebene: Bedeutungswandel.

Wenn man eine Sprache nach der Veränderung ihrer Laute beschreibt, stellt man nur den äußeren Verlauf dar. Jede Sprache hat aber ihre innere Entwicklung, die sich im politischen Raum und unter sozialen Wandlungen

abspielt. Sehr alte Entwicklungstendenzen wirken z.B. über Jahrhunderte weiter; oder eine sprachliche Veränderung zieht eine andere nach, so daß eine Kettenreaktion entsteht. Manche phonologische, morphologische und syntaktische Veränderungen können hierdurch erklärt werden.

Durch ihre zentrale Lage in Europa wurde die deutsche Sprache über die Jahrhunderte durch andere Sprachen beeinflusst. Im Mittelalter und der Zeit davor war es vor allem die lateinische Sprache, aus der sich die deutsche Sprache bediente. So sind viele alltägliche Wörter, vor allem aus Architektur, Religion und Kriegswesen (z. B. dominieren, Fenster, Karren, Keller, Kloster) aus dem Lateinischen entlehnt. Auch die griechische Sprache hat das Deutsche in Religion, Wissenschaft und Philosophie stark beeinflusst (z. B. Demokratie, Krypta, Philosophie, Physik). Teilweise verschwanden durch die Entlehnungen die zuvor gebräuchlichen Begriffe vollständig: Arzt, Mediziner und das umgangssprachlich verwendete Doktor verdrängten als Bezeichnung für den Heilkundigen beispielsweise schon frühzeitig die Begriffe *Laachi* (*Lachi*) und *Bader*.

Später war es dann vor allem die französische Sprache, die großen Einfluss auf das Deutsche ausübte. Da nach dem Dreißigjährigen Krieg an vielen Höfen Französisch gesprochen wurde und selbst preußische Könige diese Sprache besser beherrschten als Deutsch, das nach Voltaire nur zur Kommunikation mit Soldaten und Pferden gebraucht wurde, kamen vor allem Wörter aus dem vornehmen Bereich in die deutsche Sprache (etwa *Boulevard*, *Konfitüre*, *Trottoir*).

Auch aus den slawischen Sprachen (beispielsweise *Grenze*, *Gurke*, *Pistole*), dem Jiddischen und dem Rotwelsch (beispielsweise *meschugge*, *Kaff*, *Schickse*, *Schlamassel*, *Zoff*) kamen einige Wörter ins Deutsche, jedoch war der Einfluss dieser Sprachen im Vergleich zu den vorgenannten wesentlich geringer.

Jede sprachliche Veränderung beginnt als abweichender Gebrauch einzelner Sprecher und setzt sich erst allmählich durch, was mehrere Generationen dauern kann.

Sprachwandel. Alle in dieser Zusammenfassung genannten Erscheinungen und Veränderungen sind Aspekte des Sprachwandels. Die Betrachtung der Sprachgeschichte ist immer die Betrachtung des Sprachwandels, da er die Grundbedingung für eine Sprachgeschichte ist. Er setzt ein, sobald sich innerhalb eines Sprachsystems **Variation** bildet.

Nach neueren **soziopragmatischen Theorien des Sprachwandels** erklärt man die Veränderbarkeit von Sprache vor allem aus folgenden Faktoren (in wissenschaftsgeschichtlicher Reihenfolge):

- **Ökonomie:** Da man auch anderes und wichtigeres zu tun hat als mit sprachlicher Genauigkeit Zeit zu verschwenden und da

man die Kommunikationspartner mit überflüssigem Gerede und Geschreibe verschonen will, macht man sich es oft mit der Sprache bequem und verwendet sie in reduzierter Weise.

- **Innovation:** Das gewohnte Inventar der Sprache ist für kulturell kreative und nonkonformistische Tätigkeiten nicht immer hinreichend geeignet, ist abgenutzt und entwicklungsbedürftig. So bedient man sich gelegentlich, aber regelhaft, vieler Möglichkeiten sprachlicher Neuerung.
- **Variation:** Die Sprachbenutzer sind – produktiv ebenso wie rezeptiv – sehr flexibel in Bezug auf die Wahl sprachlicher Mittel, je nach kommunikativen Bedingungen und Zwecken. Ein großer Teil der Sprachveränderungen resultiert aus Verschiebungen im System der Varianten, die als stilistische Alternativen längst in der Sprache vorhanden sind.
- **Évolution:** Der Sprachgebrauch und vor allem die Beeinflussung des Sprachgebrauchs durch gesellschaftliche Kräfte haben mitunter Wirkungen auf die Sprache zur Folge, die von denen, die Sprache benutzen oder zu beeinflussen versuchen, gar nicht beabsichtigt sind.

Gezielte Eingriffe in die Sprache. Es ist immer wieder vorgekommen, daß Einzelpersonen oder Personengruppen bewußt oder unbewußt regulierend in die Entwicklung der Sprache eingegriffen haben. Martin Luther und der Einfluß, den seine Bibelübersetzung auf die deutsche Sprache ausgeübt hat, sind ein Beispiel für unbewußte Sprachregelung.

Auch bestimmte kulturelle Vorstellungen oder Richtlinien können sich auf die Sprache auswirken. z.B. durch die Tabuisierung bestimmter Sachbereiche (etwa der Fortpflanzung), durch religiöse Vorschriften, Diktate der Höflichkeit u.a.m.

Ein bekannter Sprachtypologe V. Skalička hat folgende **Gesetzmäßigkeiten der sprachlichen Entwicklung** aufgestellt:

1. **Stabilität** – Voraussetzung, daß die Sprache als Kommunikationsmittel dienen kann. Zu viele oder zu tiefgreifende Änderungen würden die Kommunikation erschweren oder gar unmöglich machen.
2. **Gleichgewicht der Ausdrucksmittel** – Verlust bestimmter Mittel wird durch andere Mittel aufgehoben.
3. **Systemcharakter** – Elemente, die mit einem veränderten Element in Verbindung stehen, verändern sich auch.
4. **Sprachlicher Fortschritt** – umstritten (nur im Sinne, daß sich die Sprache den neuen Bedürfnissen der Kommunikationsteilnehmer immer besser anpaßt).

Sprachliche Ökonomie. Sprache ist veränderbar, weil Sprachkommunikation oft eilig, ungenau oder unvollständig ausgeübt wird. Man kann sich sprachliche Genauigkeit und Vollständigkeit in manchen Situationen durch sprachreduzierende Ausdrucksweisen verschiedener Art ersparen. Sprachökonomisches Verhalten entspricht oft auch den Erwartungsnormen der Gesprächspartner. Nach den Konversationsmaximen von H.P. Grice gehört es zu den allgemeinen Grundsätzen kooperativer Kommunikation, daß man «seinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als erforderlich machen» und nur das sagen soll, was je nach der Situation wesentlich oder «relevant» ist. Verstößt man erkennbar dagegen, z.B. langweilt man Gesprächspartner/ Leser mit Unwesentlichem, mit zu viel Redundanz (Informationsüberfluß), muß man damit rechnen, daß sie aus solcher Prinzipienverletzung ihre stillen Folgerungen ziehen.

Die Verfügung über ökonomische Sprachmittel ist also auch sozialpragmatisch wichtig. Andererseits ist Sprachökonomie eine sehr relative Qualität. Was für den einen Rezipienten oder in einer Situation ökonomisch wirkt (Zeit und Beziehungsstörungen erspart), kann für einen anderen Rezipienten oder in einer anderen Situation das Gegenteil davon sein. So gibt es in der Sprachkulturentwicklung gegen die sprachökonomischen Entwicklungstendenzen entsprechende Gegenteilstendenzen des möglichst expliziten (genauen), redundanzreichen Ausdrucksstils.

Sprachökonomie gehört zu denjenigen Prinzipien strukturaler Sprachwandeltheorie, die aufgrund ihres konkreten Vorkommens im menschlichen Kommunikationsverhalten auch in soziopragmatischen Erklärungen von Sprachwandel ihren Platz haben.

Das Miteinander oder Gegeneinander von Bedeutungskomponenten nach verschiedenen Sprachfunktionen (als Wortkonnotationen) kann zur Entstehung oder Verschiebung sprachlicher Ausdrucksvarianten und damit zum Sprachwandel beitragen.

Lautwandel. Lautwandel bedeutet, daß sich die äußere Form eines Wortes ändert. Der folgende Beispielsatz macht die wichtigsten Entwicklungen vom Ahd. zum Mhd. deutlich:

Althochdeutsch	Giläubiu	in	got	fater	almachtigon	scepphion	himmilis	enti	crda
Mittelhochdeutsch	Ich geloube	an	got	vater	almechtigen	schepphaer	himels	unde	der erde
Neuhochdeutsch	Ich glaube	an	Gott	Vater	den allmächtigen	Schöpfer	des Himmels	und	der Erde

Wenn ein Laut (Phonem) in einer Sprache im Laufe der Zeit anders gesprochen wird, kann dies unabhängig von den umgebenden Lauten

geschehen wie die Diphthongierung (ein langer Vokal wird zum Diphthong), oder kann durch Stellung der Nachbarlaute u.a. bedingt sein wie der Umlaut (ein folgendes *i/j* hat eingewirkt). Manchmal betrifft ein solcher Lautwandel aber nur bestimmte Wörter wie bei der Assimilation. Besonders bei früheren Sprachstufen ist es schwer, die Dauer eines Lautwandels festzustellen. Zwischen Ausgangs- und Endstadium können mehrere Jahrhunderte liegen. Die Orthographie gibt zwar oft Aufschluss über die Aussprache, aber die Schreibweise kann auch manchmal konservativ sein und die ältere Aussprache bewahren. So schreibt man z.B. heute noch *bieten, lieb*, obwohl hier seit mehr als 600 Jahren kein Diphthong mehr gesprochen wird.

Die Ursachen des Lautwandels sind noch nicht ganz geklärt. Sprachökonomie und Bequemlichkeit (*Zaubererin* > *Zauberin*) sowie soziale und politische Faktoren wie Mode, Prestige, Völkermischung und Sprachkontakt spielen jedoch eine große Rolle.

Wichtig für die lautliche Entwicklung der germanischen Sprachen ist der Akzentwandel, der durch verstärkten Atemdruck auf die erste Silbe z.B. zu Kürzung und Schwund von Endsilben und Vokalschwächung führte. Manchmal bewirkt eine Lautveränderung also eine andere. Sie kann aber auch lexikalische, morphologische und syntaktische Veränderungen verursachen: Wörter verschwinden, weil sie undeutlich geworden sind; Veränderungen oder Wegfall der Endungen stören die normalen Funktionen des grammatischen Systems und führen zu einem analytischeren Sprachbau.

Morphologische und syntaktische Veränderungen

In den germanischen Sprachen läßt sich von ältester Zeit bis heute die Entwicklung von einem stark synthetischen zu einem analytischeren Sprachbau verfolgen: Das Ahd. (Deutsch von ca. 770 bis ca. 1050) verfügt noch über ein reiches Endungssystem und konnte durch dieses grammatische Beziehungen ausdrücken, für welche heute umschreibende Funktionswörter zur Verfügung stehen. Die vielen ahd. Deklinationendungen sind ziemlich leicht erkennbare Bezeichnungen für Genus und Kasus (ähnlich wie in den slawischen Sprachen, im Latein und Griechischen). Nachdem aber das Endungssystem undeutlich geworden war, mußten Genus und Kasus auf andere Art angezeigt werden. Im heutigen Deutsch geschieht dies durch den bestimmten und unbestimmten Artikel, attributive Pronomina und stark flektierte Adjektive, während am Substantiv nur noch Überreste des früheren Systems zu erkennen sind: *-s* im Genitiv Singular, *-n* im Dativ Plural. Hieran zeigt sich aber auch, daß die Sprache auf redundante Elemente verzichten kann, vgl. z.B. das allmähliche Verschwinden des Dativ-e. In vielen Mundarten hat das Substantiv heute überhaupt keine Kasusendungen

mehr im Singular. Ebenso war im Ahd. bei den deutlichen Personenendungen der Verben das Subjektspronomen überflüssig, wie noch immer in den romanischen Sprachen mit Ausnahme des Französischen.

Gebrauch und Anzahl der Präpositionen haben im Laufe der Zeit auf Kosten der Kasus zugenommen. Im Althochdeutschen waren Genitiv und Dativ häufiger als heute und noch früher, im Indoeuropäischen, gab es auch andere Kasus, die z.B. im Slawischen erhalten geblieben sind. *Dinu speru* «mit deinem Speer» ist ein Beispiel eines im Germanischen verschwindenden Kasus, Instrumentalis, der nur noch ab und zu im ältesten Ahd. vorkommt.

Hierher gehört auch die Herausbildung der Hilfsverben. Im Latein werden z.B. Perfekt, Plusquamperfekt, Futur und Passiv durch Endungen bezeichnet, während es im heutigen Deutsch Hilfsverben gibt: tempusbildende (*sein, haben, werden*), passivbildende (*werden*) und konjunktivumschreibende (*würde*).

Die Wortstellung war im Germ. und auch noch in ahd. Zeit viel freier als heute. Die Endstellung des Verbs war zwar auch schon im ältesten Deutsch möglich, wurde aber erst im Fnhd. allmählich in der Schriftsprache vorherrschend und von den Grammatikern des 18. Jh. zur Norm erhoben. Wenn hier das lat. Vorbild mitgewirkt hat, kann man gewissermaßen von Lehnsyntax sprechen, d.h. die lateinische Syntax hat die deutsche beeinflusst. Andere Fälle von Lehnsyntax aus dieser Zeit sind die Partizipialkonstruktionen und das erweiterte Attribut.

Bedeutungswandel. Im Laufe der Zeit ändert sich nicht nur die äußere Form der Wörter (Lautwandel), sondern auch deren Bedeutung. Alte, vom Ahd. über das Mhd. überlieferte Wörter bekamen später einen neuen Inhalt, indem sich ihr Sinn erweiterte oder verengte, oftmals auch verschlechterte. Arten des Bedeutungswandels sind:

Bedeutungsverengung. Der Bedeutungsumfang eines Lexems verkleinert sich, weil zu den ursprünglichen semantischen Merkmalen noch weitere hinzukommen, die die Bedeutung einschränken. Die Extension des Lexems verengt sich: z.B. das Wort «hübsch», abgeleitet vom hochmittelalterlichen «hövesch» (höfisch, den Idealen der ritterlichen Kultur entsprechend), bedeutete bald nur noch «schön aussehend».

Bedeutungserweiterung. Der Bedeutungsumfang eines Lexems wird erweitert, weil einige der ursprünglichen semantischen Merkmale – und somit auch Bedeutungseinschränkungen – wegfallen. Die Extension des Lexems erweitert sich. Das Wort «Ursache» weitete sich, zunächst nur «Anlaß für einen Streit» meined, zu dem heutigen allgemeinen «Beweggrund» aus. Mit *Horn* wurde früher nur das Horn der Tiere bezeichnet. Heute kann man immer noch *Tierhörner* so bezeichnen, aber auch z.B. *Blasinstrumente* und *Trinkgefäße*. Vgl. auch: *fertig* heißt ursprünglich «zur Fahrt gerüstet», jetzt

allgemeiner «bereit» und «beendet». Zu den Bedeutungserweiterungen gehören viele Ausdrücke, die metaphorisch verwendet werden, z.B. *Esel*, das auch in der Bedeutung «dummer Mensch» gebraucht werden kann.

Bedeutungsverschiebung. Die Bedeutungsverschiebung wird auch Bedeutungsübertragung genannt. Bei dieser Form des Bedeutungswandels kann man die eigentliche Wortbedeutung nicht mehr feststellen bzw. nur noch erahnen, z.B. *elend* «unglücklich, ärmlich» ahd. *elilenti* «in einem anderen fremden Land, ausgewiesen». In diese Gruppe gehören besonders Wörter, die durch metaphorischen Sprachgebrauch ihre Bedeutung geändert haben.

Bedeutungsverbesserung. Bedeutungsverbesserung kommt viel seltener vor als Bedeutungsverschlechterung. Bei der Bedeutungsverbesserung nimmt ein Ausdruck eine Bedeutung an, die in der jeweiligen Gesellschaft als nützlicher/wertvoller gilt. Für diese Form des Bedeutungswandels sind oft soziologische Faktoren ausschlaggebend. So war der *Marschall* zunächst Pferdeknecht, dann Stallmeister, danach Hofbeamter, später der oberste Befehlshaber der Reiterei und seit dem 16. – 17. Jh. der höchste militärische Rang.

Bedeutungsverschlechterung. Besonders zahlreich sind die Beispiele für Bedeutungsverschlechterung. Ganz allgemein kann man sagen, daß die Bedeutung sozial, moralisch oder auch stilistisch «schlechter» bzw. weniger anerkannt wird. Ein klassisches Beispiel für Bedeutungsverschlechterung ist *Dirne*: «dierne» war noch im Mittelhochdeutschen einfach nur ein junges Mädchen. Diese Bedeutung hat sie übrigens bis heute im bayerischen und niederdeutschen Dialekt behalten, während das Wort im Hochdeutschen mit «Prostituierte» gleichbedeutend ist.

Veränderung der Sache. Oft tragen Wörter noch ihre ursprüngliche Bezeichnung, ihre Bedeutung aber wurde etwa durch technische Innovationen, kulturelle oder gesellschaftliche Entwicklungen verändert. Haben Sie sich z.B. schon einmal gefragt, warum der in Deutschland so beliebte Schweinsknochen mit Fleisch *Eisbein* heißt? Das *Eisbein* war ursprünglich ein Röhren- oder Schienbeinknochen größerer Tiere, der sich zur Herstellung von Schlittschuhkufen eignete. Natürlich werden Schlittschuhkufen mittlerweile aus Metall hergestellt, die Bezeichnung für diesen speziellen Knochen aber hat sich erhalten. *Fräulein* war bis zum 18./19. Jh. die Bezeichnung für eine unverheiratete adelige Dame. So z. B. bei Goethe:

«FAUST: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?»

MARGARETE. Bin weder Fräulein, weder schön, Kam ungeleitet nach Hause gehn».

Heute hat sich die Gesellschaftsstruktur verändert, und die Standesunterschiede werden in dem Maße nicht mehr ausgedrückt. Trotzdem hat sich die Bezeichnung Fräulein teilweise erhalten.

Ursachen des Bedeutungswandels. Es ist sicher interessant, die verschiedenen Arten des Bedeutungswandels zu betrachten. Darüber hinaus muß man sich aber auch fragen, *warum* sich Wortbedeutungen verändern. Sind die Änderungen völlig willkürlich oder gibt es Tendenzen und Gesetzmäßigkeiten? Meist tragen mehrere (z.B. soziale, geschichtliche oder politische) Faktoren dazu bei, daß sich Wortbedeutungen verändern.

Die deutsche Gegenwartssprache, ihre Existenzformen und die nationalen Varianten der deutschen Sprache

Unter dem Begriff «Deutsche Sprache» wird heute die auf der Grundlage von mitteldeutschen und oberdeutschen Mundarten entstandene deutsche Standardsprache (Standard-Hochdeutsch) verstanden sowie diejenigen Mundarten des kontinentalwestgermanischen Dialektkontinuums, die ganz oder teilweise von dieser überdacht werden. Zum Deutschen werden darüber hinaus die historischen Vorgängersprachen Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch gezählt sowie neuere umgangssprachliche Varietäten oder Mischsprachen (z.B. Missingsch) innerhalb des Geltungsbereiches der deutschen Standardsprache.

Man unterscheidet *nationale Varianten* der deutschen Literatursprache Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. So sagt man in Österreich *Jänner* für *Januar*, *Kleiderkasten* für *Kleiderschrank*. In der Schweiz heißt es *Rundspruch* für *Rundfunk*, *anläuten* für *anrufen* u.a.m.

Deutsche Territorialdialekte sind die älteste Existenzform der deutschen Sprache. Sie haben sich im mittelalterlichen Deutschland gebildet. Heute sind sie in schnellem Rückgang begriffen. Man teilt die deutschen Territorialdialekte in Niederdeutsch (Plattdeutsch) und Hochdeutsch ein, Hochdeutsch gliedert sich in Mitteldeutsch und Oberdeutsch unter. Dialekt oder reine Mundart wird heutzutage nur von den älteren Leuten in Dörfern und gebirgigen Gegenden gesprochen.

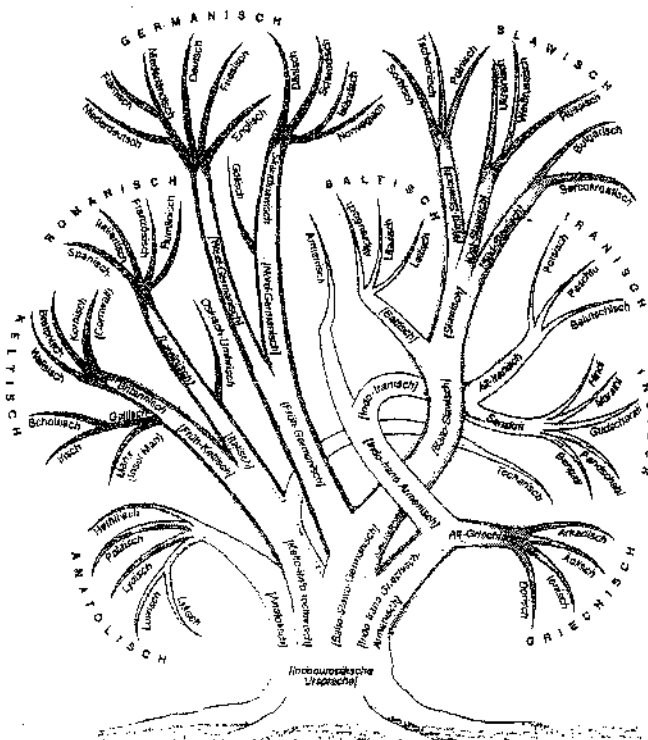
Der Terminus «Hochdeutsch» hat zwei Bedeutungen. Er bezeichnet die Dialekte, die an der zweiten (althochdeutschen) Lautverschiebung teilgenommen hatten. Und seit dem 16. Jahrhundert steht er für eine ideelle Standardsprache.

Sprachliche Gemeinsamkeiten der europäischen Sprachen

Alle heute noch lebenden europäischen Sprachen sind – mit Ausnahme des Finnischen, des Ungarischen und vielleicht des Baskischen – indogermanischen Ursprungs. Das heißt: Englisch, Italienisch, Griechisch, Deutsch und Russisch (um nur einige der größten zu nennen), gehen alle auf dieselben sprachlichen Wurzeln zurück. Außerhalb Europas gehören

noch die Hauptsprachen des indischen Subkontinents (Hindi bzw. Urdu), das Armenische und das Persische der indogermanischen Sprachenfamilie an. Entdeckt wurde die Verwandtschaft um 1820 von dem Berliner Professor Franz Bopp. Um die ganze geographische Spannweite der Völker gleicher sprachlicher Abstammung in einen Begriff zu fassen, nannten deutsche Sprachwissenschaftler die vorausgesetzte Grundsprache «Indogermanisch» – nach den äußersten Grenzvölkern der Sprachgemeinschaft, den Indern im Osten und den Germanen, die schon am Beginn des Mittelalters westwärts bis nach Island vorgedrungen waren. Außerhalb Deutschlands hat sich in der Forschung der Ausdruck «Indoeuropäisch» durchgesetzt.

Dennoch ist das indische Sanskrit neben dem Griechischen eine der ältesten schriftlich belegten Sprachen, die zum Vergleich herangezogen werden und durch die Franz Bopps Verwandtschaftstheorie letztlich bewiesen werden konnte. Der Beweis, daß Portugiesisch, Albanisch, Gälisch und Isländisch auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen, die wir «indogermanisch» nennen, beruht auf syntaktischen und semantischen Übereinstimmungen, die nicht zufällig sein können.



Alle diese modernen Sprachen haben Strukturen untereinander und mit dem Sanskrit – das vor immerhin 2300 Jahren ausstarb –, mit dem Altgriechischen und sogar mit dem Hethitischen (um 1200 v.Chr. untergegangen) gemeinsam. Manche Wörter, die in mehreren indogermanischen Sprachen vorkommen, sind heute noch frappierend ähnlich. Und wie nahe sich die deutsche und die russische Grammatik sind, wird deutlich, wenn man sie mit der japanischen, einer indianischen oder afrikanischen Sprache vergleicht. Kategorien wie «Kasus» (Nominativ, Genitiv usw.), «Tempus» (Präsens, Präteritum) oder «Modus» (Indikativ/Konjunktiv) sind allen europäischen Sprachen vertraut – in außereuropäischen Sprachsystemen treten «Aktionsarten» oder «Tonfärbungen» an ihre Stelle. Überzeugender noch als grammatische Argumente sind Wortvergleiche. Dabei ist zu beachten, daß Wortgleichheiten oder Ähnlichkeiten auf drei verschiedene Weisen begründet sein können:

1. Zufälligkeit: Es ist natürlich möglich, daß zwei weit voneinander entfernte Sprachen, die geschichtlich nichts verbindet, zufällig ähnliche Wörter für dieselbe Sache hervorbringen. Das kann rein willkürlich geschehen oder auch in der Natur der Sache liegen, z.B. wenn ein Vogel wie etwa der Kuckuck durch ein Wort beschrieben wird, das lautmalerisch seinen Ruf nachahmt. Auch daß Kinder überall auf der Welt zuerst Wörter wie «Mama», «Dada» oder ähnliches produzieren, ist zwar kein reiner Zufall, sondern hat mit der physiologischen Artikulationsentwicklung von Kleinkindern zu tun, jedoch nichts mit einer Verwandtschaft ihrer Sprachen.

2. Beeinflussung: Wortähnlichkeit kann dadurch entstehen, daß Wörter aus einer Sprache in eine andere übernommen werden. Diesen Vorgang nennt man «Entlehnung». Lehnwörter werden meistens importiert, wenn es gilt, ein Ding zu benennen, das der eigenen Kultur oder Lebenswelt bisher fremd war. Neue Dinge brauchen einen Namen, und so wird mit der fremden Sache oft der fremde Name gleich mit eingeführt. Allerdings können Lehnwörter auch aus modischen Gründen in eine Sprache geraten und sogar einheimische Wörter verdrängen, wie es durch die Anglizismen in vielen modernen Sprachen geschieht. Auch durch Entlehnung entstandene Ähnlichkeiten haben natürlich nichts mit gemeinsamer Abstammung zu tun.

3. Stammverwandtschaft: Viele Wörter in unseren heutigen Sprachen ähneln sich, ohne daß sie zwischen Nachbarsprachen ausgetauscht worden wären, und diese Ähnlichkeit ist auch nicht zufällig, sondern geht auf eine gemeinsame Abstammung zurück. Das betrifft naturgemäß nur solche Wörter, die für Begriffe stehen, welche schon zur Lebenswelt der Indogermanen gehörten: Wörter aus den Bereichen Familienleben, Haus- und Wildtiere, Pflanzen, Zahlen (bis 12), Pronomina. Diese Dinge waren vor 4000 Jahren schon bekannt, während für technische Erfindungen, politische Begriffe oder religiöse Abstraktionen später in den Einzelsprachen Wörter hinzuerfunden

werden mußten. Im Zusammenhang mit der Indogermanistik interessiert hier nur der dritte Ähnlichkeitsgrund, die Stammverwandtschaft.

Wenn wir von «Germanisch» sprechen, so meint das übergreifend die Sprache der germanischen Stämme von 1000 v. Chr. bis etwa 200 nach Christus. Mit Beginn der Wanderungen von Goten und Wandalen nach Süden gerät die gesamte Germania in Bewegung, es werden Gruppierungen innerhalb der germanischen Gemeinschaft erkennbar, deren Auseinanderdriften in eine Reihe von Einzelsprachen mündet. Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen kann man auch heute trotz jahrhundertelanger eigenständiger Entwicklung feststellen. Zumindest dann, wenn man einen Text in einer benachbarten germanischen Sprache schriftlich vor sich liegen hat, wird man feststellen, daß sich ein großer Teil des Sinns verstehen lässt, auch wenn man diese Sprache nicht regelrecht gelernt hat.

HISTORISCHER ÜBERBLICK ÜBER DEN ENTSTEHUNGSWEG DER HEUTIGEN GERMANISCHEN SPRACHEN

						Zeittafel
Indogermanisch (Indoeuropäisch)						2500 v. Chr.
↓						
Urgermanisch						
↓						
Germanisch						500 v. Chr.
↓		↓		↓		
Nordgermanisch		Westgermanisch		Ostgermanisch		200 n. Chr.
↓		↓		↓		
Nordseegermanisch		Weser-Rhein-Germanisch		Elbgermanisch		
↓		↓		↓		
Westnordisch (Altnordisch)	Ostnordisch	1. Altniederfränkisch 2. Niedersächsisch 3. Angelsächsisch 4. Altfrisisch	1. Rheinfränkisch 2. Mittelfränkisch 3. Thüringisch 4. Schlesiisch	1. Laingobardisch 2. Ostfränkisch 3. Alemannisch 4. Bairisch	1. Burgundisch 2. Wandalisch 3. Suevoisch 4. Gotisch	500 n. Chr.
↓		↓		↓		
Altisländisch	Altätnisch, Altschwedisch	Altenglisch, Altsächsisch		Althochdeutsch		800 n. Chr.
↓		↓		↓		
		1. Mittelniederland 2. Mittelniederdt. 3. Mittelenglisch 4. Mittelfriesisch		Mittelhochdeutsch		1200
				Frühneuhochdeutsch		1600
				Kringotisch (bis 1600)		
Isländisch, Norwegisch	Dänisch, Schwedisch	1. Niederländisch (+ Afrikaans) 2. Niederdeutsch (= «Plattdeutsch») 3. Englisch (Brit. → Amerik.) 4. Friesisch		Deutsch, Jiddisch, Schwäbisch-Deutsch		heute

Kontrollfragen

1. Was geht uns das Deutsch von gestern an?
2. Hat es überhaupt einen Sinn, in die Vergangenheit zu blicken, wenn man sich mit einer modernen Sprache beschäftigt? Ist die synchronische Beschreibung nicht ausreichend? (griech. *syn+kronos* = gleichzeitig, im Gegensatz zu *diachronisch*, griech. *dia+kronos* = durch die Zeit).
3. Warum fallen in dem heutigen Sprachsystem so viele scheinbar unlogische Formen aus dem Rahmen, d.h. in der Aussprache, der Orthographie, der Grammatik, der Wortbildung – oder wir versuchen Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den nahe verwandten Sprachen Deutsch und Englisch zu verstehen:
 - Warum schreibt man im Deutschen das lange *i* in *lieb*, *dienen* usw. mit *ie*?
 - Warum heißt es Sonnenschein, wo es sich ja um eine Sonne handelt?
 - Warum heißt es auf deutsch *Apfel*, auf Englisch aber *apple*?
4. Welche Kasus gab es im Ahd.?
5. Welche(r) Kasus war im Ahd. viel mehr gebräuchlich im Vergleich zum Nhd.
6. Wie war die Wortstellung im Germ. und auch in ahd. Zeit?
7. Was wird heute unter dem Begriff «Deutsche Sprache» verstanden?
8. Welche Bedeutungen hat Terminus «Hochdeutsch»?

LEKTION 2. URGERMANISCH UND GEMEINGERMANISCH

Seit dem Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. begaben sich Abteilungen der indogermanischen Band- und Schnurkeramiker, die zusammenfassend auch «Streitaxtleute» genannt werden, von ihren mitteldeutschen Wohnsitzen aus auf den Weg nach Norden. In Norddeutschland und Südkandinavien stießen sie auf Vorbevölkerungen, die wir aufgrund von Bodenfunden als Träger der Megalithgräberkultur bzw. als «arktische» Urbewohner kennen. Mit diesen nicht-indogermanischen Gruppen fanden zunächst wohl heftige Kämpfe, mit der Zeit aber auch Vermischungen und schließlich völlige Verschmelzungen statt. Es sprechen mehrere Faktoren dafür, daß erst aus diesem Zusammenwachsen der «prä-germanischen» Streitaxtleute mit nordischer Urbevölkerung das spezifisch Germanische entstand: Da ist zunächst das besondere Aussehen der Germanen – hoher Wuchs, blonde Haare, sehr helle Hautfarbe –

das später von römischen und griechischen Ethnographen vermerkt wurde. Aus archäologischer Sicht verschwinden die Verschiedenheiten, durch die Zuwanderer und Vorbevölkerung zuvor kulturell auseinanderzuhalten gewesen waren.

Die deutlichsten Beweise für fremdes «Substrat» sind aber in sprachlichen Befunden zu sehen: In der für alle späteren germanischen Sprachen typischen *Stammsilbenbetonung* und in der Tatsache, daß sich ein Drittel des germanischen Wortschatzes nicht auf indogermanische Abstammung zurückführen läßt. Neu hinzugewonnene Wörter häufen sich in den Bereichen Seefahrt und Kriegswesen, sind jedoch auch in Begriffskreisen zu finden, welche den Gesellschaftsaufbau und die Landwirtschaft beschreiben. Einige Beispiele: Schwert, Krieg, Segel, Strand, Mast, Volk, Adel, König, Weib, trinken, Pflug. Bei all diesen Wörtern (und vielen anderen) gibt es keine verwandtschaftlich bedingte Ähnlichkeit zu den entsprechenden Wörtern in romanischen, slawischen oder keltischen Sprachen. Daß die in den Ostseeraum gewanderten Streitaxtleute besonders viele Wörter, die mit dem Meer und dessen Nutzung zu tun hatten, von der dortigen Vorbevölkerung übernahmen, weist interessanterweise aber noch einmal auf die frühere indogermanische Gemeinsamkeit zurück: Die Indogermanen waren offensichtlich keine Küstenbewohner gewesen. Denn auch an den ältesten Überlieferungen des Griechischen ist feststellbar, daß Begriffe für die Schifffahrt, einzelne Fischarten usw. zunächst gefehlt haben.

Wie beim Germanischen, so ist nach der Substrattheorie natürlich auch die Sonderentwicklung der anderen indogermanischen Zweige jeweils durch die Berührung und Vermischung mit fremden Sprachgruppen zu erklären, denen die Indogermanen etwa auf den britischen Inseln, in Spanien oder Bulgarien begegneten.

Der Verschmelzungsprozeß im Norden Europas war zwischen 1200 und 1000 v. Chr. abgeschlossen. Die darauf folgende Periode bis etwa 200 v. Chr., in welcher in Skandinavien, Jütland und in der Nordhälfte Deutschlands, vom heutigen Belgien im Westen bis in den baltischen Raum eine ziemlich einheitliche Sprache gesprochen worden sein muß, bezeichnet man als die Zeit des «Urgermanischen». Dieser etwas mythische anmutende Name repräsentiert eine Sprachstufe, für die wir noch praktisch keine schriftliche Belege besitzen – die Germanen schrieben selber nicht, und in das Gesichtsfeld römischer Historiker traten sie erst seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert. Daß man die sich anschließenden vier- bis fünfhundert Jahre bis ca. 200 oder 300 n. Chr. die «gemeingermanische» Zeit nennt, ist damit zu erklären, daß wir hier bereits sprachliche Überlieferungen vorliegen haben, diese aber nicht ausreichen, um schon bedeutende dialektale Differenzierungen innerhalb des weiten germanischen Sprachraums erkennen zu können. Man geht deshalb

davon aus, daß sich in der Zeit um Christi Geburt noch alle Germanen auf der Basis einer *gemeinverständlichen* Sprache miteinander unterhalten konnten. Jedenfalls dokumentieren die von römischen Geschichtsschreibern der späten Republik und frühen Kaiserzeit (Caesar, Plinius der Ältere, Tacitus) überlieferten Bruchstücke, die immer zahlreicher werdenden Runeninschriften und die Personennamen einen noch weitgehend einheitlichen Lautstand, insbesondere was die noch nicht vollzogene zweite Lautverschiebung angeht, von der noch zu reden sein wird. Das Germanische bildet einen Zweig in der Geschichte der sogenannten Indoeuropäischen Sprachfamilie.

Wenn wir von «Germanisch» sprechen, so meint das übergreifend die Sprache der germanischen Stämme von 1000 v. Chr. bis etwa 200 nach Christus. Mit Beginn der Wanderungen von Goten und Wandalen nach Süden gerät die gesamte Germania in Bewegung, es werden Gruppierungen innerhalb der germanischen Gemeinschaft erkennbar, deren Auseinanderdriften in eine Reihe von Einzelsprachen mündet. So unterscheiden sich die germanischen Sprachen von den anderen Zweigen der indogermanischen Sprachenfamilie dadurch, daß bestimmte Konsonanten mehr oder weniger regelmäßig verändert worden sind. Dieser erste deutlich erkennbare Lautwandel, von dem Sprachwissenschaftler Jacob Grimm (1785-1863) «germanische Lautverschiebung» genannt, muß sich etwa zwischen 1500 und 200 v. Chr. allmählich vollzogen haben. Er betrifft die indogermanischen Verschlusslaute, das heißt jene Konsonanten, die 'explosiv' ausgesprochen werden, die nicht in die Länge gezogen werden können, nämlich die Lippenlaute *b* und *p*, die «Dentallaute» (Zunge berührt die Schneidezähne) *d* und *t*, die Rachenlaute *g* und *k*. Das bedeutet konkret: Wo im Indogermanischen – und in allen Sprachen, die nicht an der Lautverschiebung teilgenommen haben – ein *b* vorkommt, tritt im Germanischen ein *p* an die Stelle; aus ursprünglichem *p* wird *f*. Die stimmlosen Frikative wurden inlautend stimmhaft, wenn der Wortakzent im Idg. nicht auf dem Vokal davor lag: [s, f, þ, c] à [b, ð, g, z] ([z] entsteht als neues Phonem). Diese Erscheinung wurde nach dem dänischen Sprachwissenschaftler Karl Verner *Vernersches Gesetz* genannt. Jakob Grimm, der das Phänomen noch nicht erklären konnte, nannte es *grammatischen Wechsel*.

Anmerkung: Zum Vergleich wird hier Latein herangezogen, das die entspr. germ. Entwicklungen nicht mitgemacht hat und das synchron mit dem germ. und später dem ahd. existierte. Zu beachten ist dabei, daß Latein einer anderen Familie angehört und nicht in direkter Linie mit dem Germ. verwandt ist.

Hier eine Übersicht über die wichtigsten Regeln der ersten Lautverschiebung (die idg. behauchten Explosiva «bh», «dh» usw. sind weggelassen):

Indogermanisch	b	d	g	p	t	k
Germanisch	p	t	k	f	p (wie engl. «th»)	ch / h
Beispiele:	«Apfel»	«zwei»	«Knie»	«viel»	«drei»	«Herz»
ohne Lautverschiebung	keltisch: <i>aball</i>	latein: <i>duo</i>	hethitisch: <i>genu</i>	indogerm.: <i>*pelu</i>	griech.: <i>treis</i>	griech.: <i>kardia</i>
	altslaw: <i>abluko</i>	polnisch: <i>dwa</i>	latein: <i>genu</i>	griech.: <i>poly</i>	latein.: <i>tres</i>	latein.: <i>cor</i>
mit Lautverschiebung	engl.: <i>apple</i>	engl.: <i>two</i>	engl.: <i>knee</i>	altengl.: <i>feala</i>	engl.: <i>three</i>	engl.: <i>heart</i>
	niederl.: <i>appel</i>	niederl.: <i>twee</i>	gotisch: <i>kniu</i>	althochd.: <i>filu</i>	altsächs.: <i>thriu</i>	gotisch: <i>hairto</i>
	altsächs.: <i>appel</i>	dänisch: <i>to</i>	schwed.: <i>knä</i>	altfriesisch: <i>fēlo</i>	gotisch: <i>þreis</i>	altnord.: <i>hjarta</i>

(Das Sternchen * bedeutet, dieses Wort ist nicht überliefert, sondern sprachwissenschaftlich rekonstruiert.)

Der Vergleich von alten, indogermanisch herzuleitenden Wörtern aus germanischen Sprachen mit stammverwandten Wörtern aus nichtgermanischen Sprachen macht deutlich, daß sich spätestens in dem genannten Zeitraum eine Volksgruppe von der Gemeinschaft der Indogermanen abgesetzt haben muß – entweder, indem diese Gruppe abwanderte, oder indem sie an ihren angestammten Wohnsitzen blieb, während die anderen die indogermanische Heimat in verschiedene Richtungen verließen. Dabei macht die Entwicklung der Verschieblaute nur eines von mehreren Kriterien aus, welche die Auflösung der indogermanischen Einheitssprache kennzeichnen. Die nach Süd- und Westeuropa gewanderten Völker bildeten andere sprachliche Besonderheiten heraus, die sie später, sobald ihre Sprachen schriftlich zu dokumentiert zu werden begannen, als nunmehr eigenständige Familienzweige charakterisieren sollten, die sich ebenfalls weit vom Indogermanischen entfernt hatten. Das Auseinanderdriften stellt sich deshalb so überraschend deutlich und scheinbar plötzlich dar, weil zwischen den ersten überlieferten Texten der Griechen, Hethiter und Inder im Südosten und den Belegen für die meisten anderen indoeuropäischen Tochtersprachen mehr als 1000 Jahre liegen.

Die Gliederung der germanischen Sprachen

Schon in Tacitus berühmtem Werk *«De origine et situ Germanorum»* («*Germania*»), um 100 n. Chr.) finden wir die Einteilung der Bewohner Germaniens in Nord-, Ost- und Westgermanen. Sie wurde von späteren

Historikern und Sprachwissenschaftlern übernommen, und bis heute ist diese Gliederung in sprachgeschichtlichen Handbüchern üblich. Zwar hat die Dreiteilung in der Völkerwanderungszeit nachträglich eine gewisse historische Rechtfertigung erhalten, doch kann sie so von Tacitus nicht gemeint gewesen sein: Da die skandinavischen Germanen zu seiner Zeit den Römern noch kaum bekannt waren, bezog sich seine Gliederung nur auf die südlichen, in Deutschland ansässigen Stämme, und hier mehr auf die kultisch-politischen als auf die sprachlichen Verhältnisse. In sprachgeschichtlicher Hinsicht wäre es sinnvoller, von Nordgermanen und Südgermanen zu sprechen. Wir machen uns aber klar und behalten im Hinterkopf, daß die Ostgermanen und das Ostgermanische eigentlich eine Abspaltung des Nordgermanischen sind, die für einige hundert Jahre ein allerdings beachtliches Eigenleben geführt haben, bevor sie dann fast spurlos vom Erdboden verschwunden sind. Das Bemerkenswerteste: Es ist unter allen Einzelsprachen im Gefolge des Gemeingermanischen eine ostgermanische, die am frühesten und am weitaus besten belegt ist – das Gotische.

Nordgermanisch

Von dem römischen Schriftsteller Plinius d.Ä. (23-79 n. Chr.) wurden die nordgermanischen Völkerschaften unter dem Begriff «*Illeviones*» zusammengefaßt. Angesichts der geographischen und kulturellen Ferne Skandinaviens wundert es nicht, daß sonst – als Einzelstämme – in der zeitgenössischen Literatur kaum mehr als die Sviones (= Schweden, bei Tacitus) und die Gauten (= Goten, bei Ptolemäus, 100 – 180 n. Chr.) erwähnt werden. Analog zu dieser dürren Informationslage finden sich erst spät Texte, welche die Sprache der Nordgermanen dokumentieren: Runeninschriften ab dem 5. Jahrhundert, nach 1000 auch literarische Texte und Urkunden. Die Sprachepoche von 200 n. Chr. bis zum Ende der Wikingerzeit (um 1000) wird «*Altnordisch*» genannt, wobei es bereits möglich ist, zwischen Westnordisch (Norwegisch/Isländisch) und Ostnordisch (Dänisch/Schwedisch) zu unterscheiden. Allerdings ist auch bezeugt, daß die Wikinger noch der Ansicht waren, sie sprächen eine einzige gesamtscandinavische Sprache. Es scheint, daß das Altnordische während der Völkerwanderungszeit starken westgermanischen Einflüssen ausgesetzt war; seit der frühen Wikingerzeit ging dieser Einfluß zurück, und an ihrem Ende hatte sich der Spieß beinahe umgedreht, indem nun die Skandinavier im Zuge ihrer britischen Eroberungen Teile des nordischen Wortschatz zu den westgermanischen Angelsachsen exportierten.

Seit dem 11. Jahrhundert ist in Island eine Entwicklung festzustellen, wie sie 200 Jahre zuvor schon in England und Deutschland stattgefunden hatte: Der Einzug des lateinischen Schriftsystems, mit der Christianisierung des Landes

einhergehend, versetzte schriftkundige Gelehrte (die meistens sogar Geistliche waren) in die Lage, alte germanische Volkssagen und Lieder in der Landessprache niederzuschreiben. Im selben Moment, da die heidnischen Stoffe aus religiösen Gründen eigentlich hätten verschwinden sollen, wurden sie in letzter Minute für die Nachwelt gerettet, indem die neue Ideologie eben außer ungeheuerlicher Intoleranz auch die notwendigen Mittel mitbrachte, alte Mythen und Geschichten festzuhalten. Und es fanden sich, bei den Angelsachsen, den Franken, den Sachsen und den Isländern, traditionsbewußte Schreiber, welche sich dieser Aufgabe annahmen. Das besondere an der isländischen Literatur- und Sprachgeschichte ist, daß das Christentum aufgrund eines Beschlusses der Volksversammlung eingeführt wurde, nicht mit Gewalt. Dieser eher freiwilligen Unterwerfung unter das dumpfe Gebot der «Heiligen Schrift» verdanken wir die reichhaltige Überlieferung von germanischer Kultur, die im hohen Mittelalter sonst nirgendwo in Europa mehr zu finden gewesen wäre.

Aber nicht nur der Großtat wegen, die literarischen Stoffe der Völkerwanderungszeit für alle Zeiten bewahrt zu haben, ist das Island des 11. bis 14. Jahrhunderts das gelobte Land für die historische Germanistik: Auch die Sprache der norwegischen Kolonisten Islands stand – und steht in Gestalt des Neuisländischen – dem antiken Germanentum so nahe wie sonst keine heute noch gesprochene germanische Sprache. Die isolierte, weit abgeschlagene Insellage und das damit verbundene höchst eigenständige Kulturbewußtsein der Isländer (und Färöer) haben es ermöglicht, einen einmalig archaischen Sprachzustand bis in den Gegenwart zu bewahren. Durch die Kalmarer Union von 1397, mit der alle nordischen Königreiche unter der Krone Dänemarks vereinigt wurden, gerieten auch Island und die Färöer Inseln unter den Einfluß der Dänen – im Unterschied zum übrigen nordgermanischen Raum aber nur in politischer, nicht in sprachlicher Hinsicht.

Unter dem Eindruck der bis 1814 währenden dänischen Herrschaft paßte sich die Sprache der Norweger, die bis ins 14. Jahrhundert mit dem Altnordischen bzw. Altisländischen praktisch identisch gewesen war, fast vollständig der dänischen Amtssprache an, die ihrerseits über Jahrhunderte stark der hantsisch-niederdeutschen Sprache, seit dem 17. Jahrhundert sogar dem hochdeutschen Einfluß unterworfen war. Obwohl Norwegen auch nach der Loslösung von Dänemark noch keine staatliche Unabhängigkeit erlangte, sondern nun für ein Jahrhundert unter schwedischer Herrschaft stehen sollte (bis 1905), setzte im 19. Jahrhundert ein regelrechter Kampf um eine neue nationalsprachliche Identität ein. Dieser Kampf ist immer noch nicht entschieden, sodaß heute zwei norwegische Dialekte nebeneinander bestehen: die dem Dänischen sehr ähnliche *Reichssprache* (*riksmaal* oder *bokmaal*) und das konservativere nordwestnorwegische *Neu-Norwegisch* (*nynorsk* oder *landsmaal*).

Von den insgesamt 5000 erhaltenen germanischen Runen-Denkmalern gehören rund 3000 nach Schweden. Die ältesten stammen aus dem 9., die jüngsten aus dem 19. Jahrhundert. Damit dürfen die Schweden den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, am hartnäckigsten dem Christentum widerstanden und am längsten an originär germanischen Kultrationen festgehalten zu haben. In dem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß in Schweden eine um 8 Zeichen verkürzte Version des *Futhark*, des germanischen Runenalphabets, verwendet wurde. Mit dem beharrlichen Festhalten an der Runenüberlieferung hängt vielleicht zusammen, daß die altschwedische Sprache erst rund 100 Jahre nach den ersten isländisch-norwegischen Texten auch in lateinischen Buchstaben auftritt.

Zur Zeit der Kalmarer Union geriet Schweden wie Norwegen unter starken sprachlichen Einfluß der dänischen Vormacht. Zusätzlich ist, wie überall im spätmittelalterlichen Skandinavien, eine Überfremdung durch die norddeutsche Handelssprache zu verzeichnen. In Schweden dauerte die dänische Herrschaft allerdings nur bis 1523, und zur gleichen Zeit sank auch der Stern der niederdeutschen Hanse. Schweden stieg unter der neuen Wasa-Dynastie selbst zur politisch-militärischen Großmacht auf. Das führte zu einem erhöhten nationalen Sprachbewußtsein, das aber von einer auf Luther basierenden, mit vielen deutschen Wörtern und Wortbildungsmechanismen durchsetzten Bibelübersetzung, die sich sehr prägend auswirken sollte, bald wieder konkterkariert wurde. Immerhin war es ein schwedischer Sprachwissenschaftler, der 1769 zum ersten Mal die Verwandtschaft aller germanischen Sprachen untereinander aufzeigte. Heute unterscheidet sich Schwedisch von den anderen skandinavischen Sprachen vor allem durch seinen ungewöhnlich temperamentvollen, musikalischen Klang und dadurch, daß die Umlaute wie im Deutschen dargestellt werden, nicht mit dem dänisch-norwegischen *ø* und *æ*.

Dänemark darf als das Stammland allen Germanentums gelten. Von hier aus verbreitete sich das aus der Verschmelzung mit den Megalithgräberleuten entstandene neue Volk über Skandinavien und Deutschland, hier nahm die erste germanische Invasion ins römische Reich ihren Anfang, der transalpine Zug der Kimbern und Teutonen nach Südfrankreich und Italien. Dänen waren auch die Hauptvertreter der Wikingerzeit, die Eroberer Großbritanniens (wo sie viele sprachliche Spuren hinterließen), die Heimsuchung des Frankenreichs im 9. Jahrhundert und die Gründer der legendären Handelsstadt Hattabu. Sprachgeschichtlich treten sie unter den Nordgermanen als erste hervor, durch die frühesten Runeninschriften Skandinaviens im 5. Jahrhundert. Dank jahrhundertelanger Herrschaft über große Teile Nordeuropas wurde die dänische Amtssprache im Hochmittelalter zur normativen Kraft in Norwegen und Schweden. Seit Dänemark im 16. Jahrhundert von Schweden als bestim-

mende nordische Großmacht abgelöst wurde, zeigt das Dänische die ausgeprägteste Tendenz zur Modernisierung, zur Reduzierung der grammatischen Formen. So ist Dänisch heute die «abgeschliffenste», die syntaktisch einfachste von allen germanischen Sprachen. Da Dänemark als einziges skandinavisches Land einen Teil des früheren Kolonialbesitz bewahren konnte, wird seine Sprache bis heute außer im Mutterland als Amtssprache noch in Grönland und auf den Färöern verwendet.

Ostgermanisch

Das sogenannte Ostgermanische ist ein Oberbegriff für die Dialekte der nordgermanischen Stämme, die ihre skandinavische Heimat verlassen und sich auf dem Gebiet des heutigen Ostdeutschlands und Polens ansiedelt hatten. Die Wanderung war innerhalb jener 400 Jahre geschehen, die man «gemeingermanische Zeit» nennt. Nicht für alle Stämme, die den Ostgermanen zugerechnet werden, läßt sich die Heimat genau bestimmen. Sicher ist aber, daß die Wandalen und die Goten ursprünglich aus Schweden stammten. Außer ihnen gehören die Burgunder, Rugier und Heruler zur Gruppe der Ostgermanen. Auf die Herkunft der Goten verweisen noch heute die geographischen Namen Göteborg, Gotland und viele andere. Die Rugier haben der pommerschen Insel Rügen ihren Namen gegeben.

Von den Sprachen dieser Stämme ist als einzige die der Goten hervorragend belegt. Schon um 350, nachdem sich die Goten in Ost- und Westgoten geteilt und jene sich am Nordufer, diese an der Westseite des Schwarzen Meeres (daher eben «West»-Goten) niedergelassen hatten, übersetzte der zum arianischen Christentum übergetretene Westgote Wulfila auf der Basis der griechischen Bibel vier Evangelien ins Gotische. Er verwendete dafür in der Hauptsache das griechische Alphabet, aber auch einzelne germanische Runenzeichen und lateinische Buchstaben. Dank der erstaunlichen Leistung Wulfilas können wir uns heute ein umfassendes Bild von der Gotischen Sprache machen, und zwar – zu diesem frühen Zeitpunkt! – von ihr als einziger germanischer Sprache überhaupt. Altenglische und althochdeutsche Quellen setzen erst im 8. Jahrhundert ein, altnordische, wie oben dargelegt, noch viel später. Damit stellt die Kenntnis des Westgotischen einen unschätzbaren Pfeiler dar, auf dem die Rekonstruktion des Gemeingermanischen, vor allem aber auch des Urnordischen ruht. Zusätzlich zur Bibelübersetzung sind einige kürzere gotische Texte überliefert, die aus der Herrschaftszeit der Ostgoten über Italien stammen.

Obwohl die Wandalen in der Geschichte eine ebenso spektakuläre Rolle wie die Goten gespielt haben und die burgundischen Könige von allen Germanen am stärksten in die deutsche und skandinavische Mythologie eingegangen sind,

kennen wir von ihren Sprachen kaum mehr als einige Personennamen. Da sie wie die Goten aus Schweden stammten und auch im osteuropäischen Raum lange Zeit benachbart zu ihnen gelebt haben, da wir weiterhin wissen, daß in der Völkerwanderungszeit ein reger Austausch zwischen den Königshäusern der Ostgoten, Westgoten, Wandalen und Burgunder stattgefunden hat, ist anzunehmen, daß die Sprachen sich ziemlich ähnlich waren. Die westgotische Bibel wurde auch von den Ostgoten und Wandalen verwendet.

Mit dem Untergang der ostgermanischen Königreiche in Italien, Nordafrika, Frankreich und Spanien sind auch die Sprachen dieser Völker am Ende der Spätantike verschwunden. Da sich die Germanen überall in hoffnungsloser Unterzahl befanden, assimilierten sie sich sprachlich an die romanische Bevölkerung, nachdem sie die Herrschaft verloren hatten. Allein vom Gotischen erhalten wir noch einmal eine winzige Nachricht, und zwar über 1000 Jahre nach dem Niedergang der ostgermanischen Reiche: Im 16. Jahrhundert wurden Nürnberger Kaufleute mit ihrem Schiff durch einen Sturm auf die Schwarzmeerhalbinsel Krim verschlagen. Dort trafen sie auf einen einheimischen Mann, der ihnen zu ihrer Überraschung auf «Deutsch» habe antworten können. Die letzten ostgotischen Sprachreste auf der Krim sollen erst im 18. Jahrhundert verstummt sein.

Westgermanisch

Was man traditionell als Westgermanisch bezeichnet, ist im Grunde die Sammlung der Sprachen aller südgermanischen, also nicht in Skandinavien beheimateten oder von dort abgewanderten Stämme. Besser gesagt: jene südgermanischen Dialekte, die eben aufgrund der gemeinsam durchgemachten Lautverschiebung im Laufe des Mittelalters zur deutschen Sprache zusammenwachsen sollten. Es handelt sich um die Stammesdialekte, die in der schematischen Darstellung in die Gruppen Rhein-West-Germanisch (daraus später Thüringisch, Hessisch, Fränkisch) und Elbgermanisch (Bairisch, Alemannisch, Langobardisch) eingeteilt sind. Der Ausdruck «Elbgermanisch» rührt übrigens daher, daß die Alemannen und Bayern ursprünglich – wie die 568 nach Italien einfallenden Langobarden – an der mittleren Elbe saßen und erst in spätantiker Zeit nach Süddeutschland wanderten.

Die Sprache der am Meer und in der norddeutschen Tiefebene sitzenden Stämme wird als «Nordseegermanisch» zusammengefaßt. Ihnen ist gemeinsam, daß sie nicht an der zweiten Lautverschiebung teilnahmen und also auch keinen Anteil an der Entstehung der deutschen Hochsprache haben sollten. Die wichtigsten Volksgruppen hier sind im Norden die Jüten und Angeln, weiter südlich (im heutigen Niedersachsen und Westfalen) die Sachsen, im Westen die Friesen, südwestlich davon die Niederfranken

(die heutigen Flamen und Holländer). In den ostdeutschen Raum stießen slawische Völker vor, seit die Ostgermanen von dort abgezogen waren. Indem Abteilungen der schleswig-holsteinischen Angeln und Jüten sowie der Sachsen seit dem 5. Jahrhundert nach Großbritannien auswanderten, um dort das verwaiste Erbe der Römer anzutreten, gelangten ihre Dialekte auch auf die andere Seite der Nordsee und verbanden sich dort zum Angelsächsischen, das im Zuge seiner Verselbständigung gegenüber dem kontinentalen Altsächsischen auch Altenglisch genannt wird. Der Süden Dänemarks wurde dem nordischen Sprachraum angeschlossen, indem skandinavische Stämme in das von den Jüten freigegebene Land nachrückten. Im norddeutschen Raum entwickelte sich das Altsächsische zum Mittelniederdeutschen und weiter zum heutigen Platt- oder Niederdeutschen. Aus dem Altniederfränkischen wurde Mittelniederländisch, daraus das jetzige Niederländisch in Holland und Belgien, mit einem Ableger in Südafrika, dem burischen Afrikaans.

Auf deutschem Boden fingen gelehrte Schreiber ungefähr um das Jahr 750 an, Texte in der Sprache des eigenen Volkes zu schreiben. Das Wort (*Glottonym* = der Name der verwendeten Sprache) «deutsch» bildete sich aus dem germanischen Wort, *thioda* («Volk»), Adjektiv *thiodisk*, *diutschiu*) heraus. Es bedeutet so viel wie «zum Volk gehörig» und entwickelte sich zu einer Bezeichnung für die Sprache der germanischen Stämme Mitteleuropas, die im Gegensatz zur Sprache der angrenzenden romanischen Bevölkerung und zum Latein stand.

Das Gebiet, in dem diese sprachlichen Varietäten, die ein zusammenhängendes Dialektkontinuum bildeten und als «deutsch» bezeichnet wurden, gesprochen wurden, wurde zunächst im Plural als ‚*diutschiu lant*‘ und seit dem 15. Jahrhundert als *Deutschland* bezeichnet. Heute würde man dafür den Ausdruck «deutscher Sprachraum» verwenden.

Man findet das Wort «deutsch» in seiner lateinischen Form *theodisce* erstmals im Jahre 786 n. Chr. im Synodenbericht des päpstlichen Nuntius Gregor von Ostia. Dieser Bericht über zwei Synoden, die in England stattfanden, wurde sowohl auf Lateinisch als auch in der Sprache des Volkes (Volkssprache) verlesen, damit jeder sie verstehen könnte. Vorher wurden jahrhundertlang nur lateinische Texte abgefaßt oder abgeschrieben. So können wir heute auf zwölf Jahrhunderte schriftlicher und seit dem 15. Jahrhundert auch gedruckter Überlieferung zurückblicken. Das bedeutet zwölf Jahrhunderte deutscher Sprachgeschichte.

Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte

Solange die Sprachen noch nicht kodifiziert waren, unterlagen sie einem ständigen Wandel, der teils willkürlich erscheint, teils aber auch durch

bestimmte lautgesetzliche Regeln nachvollzogen und erklärt werden kann. Um auch das Nacheinander solcher Veränderungen richtig einordnen zu können, teilt man die Geschichte der deutschen Sprache in vier Perioden ein:

1. Das Althochdeutsche (etwa 750 bis 1050);
2. Das Mittelhochdeutsche (etwa 1050 bis 1350);
3. Das Frühneuhochdeutsche (etwa 1350 bis 1650);
4. Das Neuhochdeutsche (etwa seit 1650).

In ihren Grundzügen geht diese Einteilung auf Jacob Grimm (1785-1863) zurück, den älteren der beiden Brüder, denen wir die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen verdanken. Er war ein bedeutender Gelehrter und der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft. Allerdings hielt er Martin Luther (1483-1546) für den eigentlichen Schöpfer des Neuhochdeutschen. Darum setzte er die Grenze zwischen Mittel- und Neuhochdeutsch um das Jahr 1500 an. Viel später erst wurde erkannt, daß Luther eine Entwicklung auf die Höhe führte, die schon viel früher begonnen hatte. Deshalb wird heute die Periode 3 «Frühneuhochdeutsch» als eine eigene, selbständige Sprachperiode in das anfangs nur dreiteilige Schema eingeschoben.

Von der ersten, der germanischen Lautverschiebung, durch welche das Germanische sich im letzten vorchristlichen Jahrtausend vom Indogermanischen schied, war schon die Rede. Hier geht es nun um die zweite, die «althochdeutsche» Lautverschiebung.

Die zweite (althochdeutsche) Lautverschiebung

Durch einen weiteren Lautwandel im Konsonantensystem setzten sich die Dialekte in der Südhälfte Deutschlands von den übrigen germanischen Sprachen ab. Mit der Verhärtung der stimmhaften Reibelaute *v*, *ð* und *g* (wie *j*) und der Erweichung stimmloser Verschlusslaute (Explosiva) zu Reibelauten oder Affrikaten (z.B. *pf*, *tz*) entstand ein Gegensatz der oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten nicht nur zu den nordgermanischen und ostgermanischen Sprachen, sondern innerhalb des Westgermanischen nun auch zu den nord- und westdeutschen Dialekten. Aus der Tatsache, daß das Langobardische (nach 500 ausgewandert) die Verschiebung mitgemacht hat, nicht aber die bald nach 400 endgültig aus Ostdeutschland weggezogenen Sprachen der Ostgermanen, ist zu folgern, daß der Lautwandel etwa um 500 begonnen haben muß. Beim ersten Auftauchen althochdeutscher Texte im 8. Jahrhundert ist er bereits weitgehend vollzogen. Daraus ergibt sich der Zeitraum von 500 bis 750, in dem die Verwandlung des Germanischen zum Althochdeutschen nur stattgefunden haben kann. Die Veränderungen waren auch in den betroffenen Gebieten nicht überall gleich, sondern man kann verkürzt sagen, je weiter südlich ein Dialekt beheimatet war,

desto gründlicher hat sich die Konsonantenverschiebung ausgewirkt – am vollständigsten im Bairischen und Alemannischen. Die nachfolgende Tabelle gibt die auffälligsten Neuerungen der zweiten Lautverschiebung wieder:

Germanisch	v	ð (wie engl. «th»)	g (wie j / ch)	p	t	k
Althochdeutsch	b / p	d / t	g / k	pf / f	tz / ss	ch / h
Beispiele:	«Rabe»	«Vater»	«Gast»	«Pfeife»	«Straße»	«Buch»
ohne Lautverschiebung	engl: <i>raven</i> niederl: <i>raaf</i> dänisch: <i>ravn</i>	engl: <i>father</i> altuord: <i>faðir</i> gotisch: <i>faðar</i>	altfries: <i>jest</i> niederl: <i>gast</i> (gesprochen «ch»)	engl: <i>pipe</i> niederl: <i>pijp</i> dänisch: <i>pibe</i>	altengl: <i>stræt</i> niederl: <i>straat</i> dänisch: <i>stræde</i>	engl: <i>book</i> niederl: <i>boek</i> altsächs: <i>bōk</i>
mit Lautverschiebung	mittelhochdt: <i>rab</i> oder <i>rapp</i>	althochdt: <i>fater</i>	althochdt: <i>gast</i>	mittelhochdt: <i>pfif(e)</i>	althochdt: <i>strázza</i>	mittelhochdt: <i>buoch</i>

Die Ursachen der Lautverschiebung konnten von der Sprachwissenschaft bis heute nicht geklärt werden. Es scheint zwar einigermaßen festzustehen, daß sie für den deutschen Raum von Bayern ihren Ausgang nahm (da hier am weitesten durchgeführt), doch sind wohl Einflüsse von außerhalb vorauszusetzen. So wird als «Stammland» der Lautverschiebung von manchen Forschern der Bayern benachbarter Raum der Südalpen angenommen. Hier kommen als Initiatoren die Langobarden in Frage, möglicherweise aber auch ein Mischprodukt verschiedener ost- und südgermanischer Sprachen, die am Ende der Ostgotenherrschaft in Norditalien zusammentrafen. Die Tatsache aber, daß von anderen Germanisten mal die Alemannen, mal die Franken oder die Schwaben als Urheber angesehen werden, macht deutlich, wie offen diese Frage in Wirklichkeit ist.

Man darf sich die Entwicklung nun nicht so vorstellen, als habe sich ein Alemanne urplötzlich nicht mehr mit einem Niederfranken oder Sachsen verständigen können. Die Veränderungen trugen sich allmählich zu, wurden teilweise auch weitergegeben und nachgeahmt; die frühen althochdeutschen und altsächsischen Schriften zeigen, daß es gegenseitige Beeinflussung in verschiedenen Richtungen gab. Es ist ja auch heute, über 1500 Jahre nach der Auffächerung der germanischen Sprachen, nicht so, daß etwa das Niederländische, das Englische oder Schwedische für einen Deutschen ganz und

gar unverständlich wäre. Zumindest dann, wenn man einen Text in einer benachbarten germanischen Sprache schriftlich vor sich liegen hat, wird man feststellen, daß sich ein großer Teil des Sinns verstehen läßt, auch wenn man diese Sprache nicht regelrecht gelernt hat. Das wäre sicherlich anders, wenn die Sprachen nicht schriftlich fixiert worden oder die kulturellen Kontakte zwischen den Völkern vollständig abgebrochen wären. Die Auseinanderentwicklung wäre gründlicher und rascher gegangen, wenn die Geschwindigkeit sprachlicher Veränderungen nicht durch die im Frühmittelalter einsetzende Schriftlichkeit gebremst worden wäre. Tatsächlich aber standen alle germanischen Völker in den letzten 2000 Jahren immer in stetigem Kontakt miteinander, und zwar nicht nur einzelne Träger der Sprachen, sondern über Literatur, Handelsverbindungen, religiösen Austausch und kriegerische Berührungen auch die Sprachen als solche. Dabei sind nicht allein einzelne Wörter weitergereicht worden – derartige sprachliche Einflüsse gibt es auch zwischen ganz unverwandten Sprachen –, sondern auch morphologische und syntaktische Strukturen. Ein Beispiel: Die skandinavischen Sprachen enthalten heute Vorsilben wie «er-», «be-», «ge-». Diese hatte es im Germanischen noch kaum gegeben, im Englischen sind sie weitgehend unbekannt, und auch das Altsächsische besaß sie ursprünglich nicht. Dennoch wurden sie von hansischen, Niederdeutsch sprechenden Kaufleuten nach Schweden und Dänemark getragen. Wie war das möglich? Das Niederdeutsche hatte sie vom Hochdeutschen aufgenommen. Auf diesem indirekten Wege wurde die Eigenart einer einzelnen Sprache auf andere übertragen, wodurch weit voneinander entfernte, sich eigentlich auseinanderlebende Sprachen wieder annäherten. Obgleich sicherlich die Ausstrahlung des Deutschen auf die germanischen Nachbarsprachen meistens größer war als umgekehrt, sind in vielen Fällen auch sprachliche Bereicherungen in der Gegenrichtung vorgekommen.

Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch.

Die Epoche des Althochdeutschen (750-1050)

Die mit der zweiten Lautverschiebung entstandene deutsche Sprache ist seit dem 8. Jahrhundert schriftlich bezeugt. Die Sprachstufe von hier an bis etwa 1050 heißt «Althochdeutsch». Dabei ist unbedingt zu beachten, daß für diese frühe Zeit der Ausdruck *Hoch-Deutsch* noch nicht gleichbedeutend ist mit «Standardsprache», sondern «hoch» ist wie *Ober-Deutsch* geographisch zu verstehen: Es sind die höhergelegenen, südlichen Regionen Deutschlands, deren Dialekte im Frühmittelalter in ihrer Gesamtheit das Deutsche repräsentieren. Althochdeutsche Texte erscheinen in bairischer, alemannischer Mundart sowie in den drei fränkischen Varianten Ostfränkisch (Würzburg, Fulda, Bamberg), Rheinfränkisch (Mainz, Worms, Weißenburg) und Mittelfränkisch

(Köln, Trier). Der niederfränkische Raum – das eigentliche Stammland der Franken – und die Gebiete nördlich der Mittelgebirge gehören nicht dazu. Auch dort wurden zur selben Zeit Texte geschrieben, aber ihre Sprache gehört nicht dem Althochdeutschen an, sondern sie stellt als *Niederdeutsch* etwas Eigenes dar. Zu den Unterschieden, die sich durch die Lautverschiebung zwischen Nord und Süd ergeben hatten, kam im Verlauf der althochdeutschen Periode hinzu, daß in den süddeutschen Dialekten nun noch vokalische Veränderungen eintraten, die das Niederdeutsche ebenfalls nicht mitmachte. Auffallend ist zum Beispiel die Diphthongierung von germanischem langen *ō* zu *uo* (aus «bōk» wurde im Süden das «buoch» [Buch]). Die anderen Vokalwechsel, die sich zum Teil erst in mittelhochdeutscher Zeit durchsetzten, sollen hier nicht einzeln besprochen werden.

Die Schreiborte, d.h. die Produktionsstätten von Texten, waren fast immer Klöster. Das liegt natürlich daran, wie schon oben am Isländischen dargestellt, daß Geistliche so ziemlich die einzigen Menschen waren, die in jener Zeit schreiben konnten. Vermittelt wurde ihnen diese Fähigkeit am Beispiel des Lateinischen und zu dem Zweck, religiöse Texte zu schreiben bzw. zu vervielfältigen, da ja die Druckmaschine noch lange nicht erfunden war. Bis weit in die Neuzeit hinein sollte in Deutschland weiter Latein geschrieben werden, zumal in der Kirche, die von Rom gesteuert war. Es gab aber einzelne Mönche, die ihre Schreibkunst auch dazu benutzten, kirchliche Texte in ihre Muttersprache zu übersetzen und sogar alte, vorchristliche Helden Geschichten und Zauberformeln aufzuzeichnen. Die literarische Tätigkeit in den Klöstern wurde von Äbten und anderen hochgestellten Geistlichen gefördert, deren Namen wir heute zum Teil noch kennen, doch die Initiative, überhaupt in großer Zahl Klöster zu errichten und diese zu Stätten auch der germanisch-deutschen Kulturpflege zu machen, kam von ganz oben: Karl der Große selber, seit 768 König der Franken, seit 774 auch der Langobarden und ab 800 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, gab den Auftrag, christliche Schriften – und christlich übertünchte nach heidnischen Stoffen! – in seiner und der Sprache seines Volkes zu verfassen. Obwohl er vermutlich selbst nicht schreiben konnte, gab er seiner Zeit ein Bildungsideal auf, das noch etwa 100 Jahre über seinen Tod hinaus nachwirkte. Um es zu verwirklichen, rief er angelsächsische, langobardische und westgotische Gelehrte an seinen Hof und vertraute ihnen die Leitung von klösterlichen Schreibstätten an.

Wir dürfen für die Zeit Karls des Großen von einer wesentlich reicheren dichterischen und dokumentarischen Leistung ausgehen, als sie die Handschriften widerspiegeln, die uns überliefert sind. Leider wurden viele Früchte des «Kulturprogramms» von Karls königlichen Nachfolgern zunichte gemacht: Sein Sohn, Ludwig der Fromme, war ein primitiver christlicher Eiferer,

der offenbar dafür sorgte, daß viele Aufzeichnungen von Volkssagen und anderem germanischen Erbe zerstört wurden. Gleichzeitig scheint er nicht daran interessiert gewesen zu sein, die Klöster als Stätten von Kultur und Bildung zu erhalten. Im Ergebnis sind sehr viele Handschriften verschollen, und zwar gerade solche «unchristlichen» Inhalts. Daß es sie einst gegeben haben muß, beweist ein Hinweis von Einhart, dem Biographen Karls des Großen, mehr noch das Wiederaufleben der Heldendichtung um 1200 in Deutschland und Island. Die Dichter der «Edda», des «Nibelungenlieds» und der «Kudrun» müssen Quellen gehabt haben, um ihre monumentalen Werke schreiben zu können. Außer der gezielten Zerstörung ist mit einem zweiten Faktor zu rechnen, wodurch wertvolle Handschriften verlorengegangen sind: Das Beschreibmaterial, aus Tierhäuten hergestelltes Pergament, war sehr teuer. So wurde es oftmals wiederverwendet, indem man ältere Texte, die man nicht mehr verstand oder für unwichtig hielt, von der Oberfläche wegkratzte. Auch wurden Textblätter miteinander verklebt, um daraus Einbände für neue Bücher. Manchmal sind Bruchstücke von uralten Abschriften, von römische Autoren wie von althochdeutschen Werken, in Buchdeckeln späterer, weit wertloserer Bücher gefunden worden. Am Ende des 9. Jahrhunderts, als die Dynastie der Karolinger in Deutschland vor dem Erlöschen stand, versiegte auch der bis dahin ziemlich reichliche Strom der althochdeutschen Literatur. Aus karolingischer Zeit sind uns verhältnismäßig viele und lange Texte erhalten, aus dem 10. Jahrhundert fast nichts. (Welche Werke im einzelnen vorhanden sind, ist in der Übersicht «Althochdeutsche Sprachdenkmäler» im Bereich Sprachgeschichte nachzulesen.) Die universalistische, auf Italien gerichtete Politik der Ottonen sorgte dafür, daß man in Deutschland wieder fast ausschließlich lateinisch schrieb.

Die mittelhochdeutsche Zeit (1050-1450)

Nachdem sich das westgermanisch-deutsche Sprachgebiet zu Beginn des Mittelalters auf dem Festland deutlich verkleinert hatte, indem die westfränkischen und langobardischen Bevölkerungen in Frankreich bzw. Italien romanisiert worden waren, dehnte sich das Deutsche in alt- und mittelhochdeutscher Zeit wieder erheblich aus. Im Osten eroberten deutsche Kolonisten Schlesien und Obersachsen (das heute so genannte «Sachsen»), Pommern und große Teile Preußens, teils für die niederdeutsche Sprache, teils für mitteldeutsche Dialekte. Im äußersten Südosten breitete sich das Bairische in die Ostmark aus, das spätere Österreich, und im Süden schlossen sich die meisten rätoromanischen bzw. ladinischen Völker dem deutschen Sprachraum an, sodaß innerhalb der heutigen Deutschschweiz nur noch kleine romanische Sprachinseln anzutreffen sind.

Nach einer etwa 100-jährigen Lücke haben finden wir im 11. Jahrhundert wieder eine größere Anzahl deutscher Sprachdenkmäler vor. Den Texten die-

ser Zeit ist teilweise bereits deutlich der Übergang zum Mittelhochdeutschen anzusehen, andere wirken dagegen noch recht altertümlich. So steht neben dem 1063 geschriebenen «Ezzo-Lied», das schon einen «modernen» mhd. Lautstand aufweist, das gleichzeitig entstandene, sprachlich aber viel konservativere «Hohe Lied» des Williram von Ebersberg. Wegen dieser Widersprüche, die natürlich auch mit Dialektunterschieden und Schreibgewohnheiten zu tun haben, läßt sich der Wechsel vom Alt- zum Mittelhochdeutschen nur vage in die Mitte des 11. Jahrhunderts datieren. Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß beim Althochdeutschen unbetonte Nebensilben noch «volltonige» Vokale wie a, i und o besaßen, während diese im Mittelhochdeutschen zu e abgeschwächt oder solche unbetonten Silben gleich ganz verschwunden sind. Damit einhergehend, ist im Mhd. das Grammatik-System stark vereinfacht. Die meisten Endungen der Deklinations- und Konjugationsformen, die im Ahd. noch fast wie im Germanischen ausgebildet gewesen waren, sind vereinheitlicht oder geschwunden, so daß bei der Beugung der Substantive schon der Zustand erreicht wurde, wie wir ihn heute im Neuhochdeutschen haben. Der folgende Beispielsatz macht die wichtigsten Entwicklungen vom Ahd. zum Mhd. deutlich:

Lautwandel vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen

Althochdeutsch	Gilauþiu	in	got	fater	almachtigon	scepphion	himmilis	enti	erda
Mittelhochdeutsch	Ich geloube	an	got	vater	almechtigon	schepphaer	himels	unde	der erde
Neuhochdeutsch	Ich glaube	an	Gott	Vater	den allmächtigen	Schöpfer	des Himmels	und	der Erde

Bedingt durch die wesentlich zahlreicheren Textbelege, kann die Epoche des Mittelhochdeutschen innerlich genauer differenziert werden: Für die Zeit von 1050 bis 1170 spricht man von *Frühmittelhochdeutsch*. Mit der Blütezeit der höfischen Literatur kurz vor 1200 beginnt die Periode des «klassischen» *Mittelhochdeutschen*, sie stimmt in etwa mit dem geschichtlichen Begriff «Hochmittelalter» überein und wird bis 1300 oder 1350 angesetzt. Das *Spätmittelhochdeutsche* läßt man etwa bis 1450 dauern, danach geht die deutsche Sprache in das Stadium des *Frühneuhochdeutschen* über. Obwohl der Bestandteil *hoch* beim Wort «Mittelhochdeutsch» immer noch mehr auf die topographische Lage als auf das Entstehen einer einheitlichen Schriftsprache zu beziehen ist, ist doch zumindest in der klassischen Zeit eine gewisse Tendenz zur Normierung der Schreibweisen zu beobachten. Wenigstens im Schriftbild nähern sich die süddeutschen Dialekte einander an, auch wenn das gesamte Mittelalter noch weit von den neuzeitlichen Orthographieregelungen entfernt bleibt. Anders als die kirchlichen Schreiber der Frühzeit, waren die

meisten Dichter des Hoch- und Spätmittelalters relativ beweglich, wechselten gelegentlich ihre Dienstherren, reisten im Land umher, waren persönlich miteinander bekannt. Das führte dazu, daß manche von ihnen offenbar bewußt darauf verzichteten, mundartliche Eigenheiten in ihre Texte einfließen zu lassen. In dem Maße jedoch, wie nach 1300 Rittertum und höfische Dichtung verfahlen, verloren die oberdeutschen Literaturdialekte wieder ihre normierende Ausstrahlung auf die anderen deutschen Sprachräume.

Zunächst (bis 1170) waren noch meistens Geistliche die Träger der deutschsprachigen Literatur gewesen, dementsprechend herrschten religiöse Themen vor. Das änderte sich mit dem Aufkommen der höfisch-ritterlichen Gesellschaftsideale im Gefolge der Kreuzzüge: Es sind nun fahrende Sänger, Ritter und andere weltliche Vertreter, die in deutscher Sprache schreiben, und statt lateinischer Vorlagen werden französische Romane bearbeitet. Wichtigster Stoff des 13. Jahrhunderts war die aus England stammende Legende von König Artus und seiner ritterlichen Tafelrunde. Daneben gibt es ein Wiederaufleben der Heldendichtung über Motive der germanischen Völkerwanderung, Minnelieder, Heiligenlegenden, Chroniken, politische Lieder, Rechtstexte – insgesamt eine unübersehbare, gegenüber der althochdeutschen Epoche gewaltig angewachsene Textproduktion. Es ist vor allem das Verdienst der Literaturblüte um 1200, daß das Deutsche seit dem 13. Jahrhundert die lateinische Sprache auch aus den Kanzleien mehr und mehr verdrängte. Die Kunst hatte es erreicht, daß sich immer größere Teile des Volkes auf die eigene Muttersprache besannen. Kaiser Ludwig IV. der Bayer (1314-1347) wies seine Schreiber an, Reichsurkunden hauptsächlich in Deutsch aufzusetzen.

Mittelniederdeutsch und Mittelniederländisch

Deutlich anders als im hochdeutschen Raum lagen die Verhältnisse in Norddeutschland. Trotz der gewaltsamen Christianisierung durch Karl den Großen hatten sich die Sachsen viel vom alten germanischen Stammesbewußtsein bewahrt. Indem nach der karolingischen Epoche eine sächsische Dynastie für ein Jahrhundert den deutschen König stellte, wodurch sich das politische Zentrum nach Norden verschob, hatten die Niederdeutschen auch keine Veranlassung, von ihrer hergebrachten Sprache abzugehen. Seit dem 12. Jahrhundert wurde die – aus dem Altsächsischen fortentwickelte – mittelniederdeutsche Sprache zusätzlich durch die Hanse gestützt. Je mächtiger dieser Städteverbund wurde, je weiter die reichen Lübecker, Hamburger und Rostocker Kaufleute mit ihren Handelsaktivitäten ausgriffen, desto wichtiger wurde ihre Sprache als universelle Verkehrssprache für den gesamten nordeuropäischen Raum – vom Einfluß des Niederdeutschen auf die skandinavischen Sprachen ist schon die Rede gewesen. Auf dem Höhepunkt ih-

res Erfolges stellte die Hanse mit ihrer Hauptstadt Lübeck eine Militärmacht dar, die Nord- und Ostsee beherrschte und sich die Könige von Dänemark und Schweden unterwerfen konnte. Als es dann aber seit dem 16. Jahrhundert wirtschaftlich und politisch abwärts ging, war es sehr schnell auch mit der Behauptung des Niederdeutschen vorbei. Zwar wurde in Lübeck noch bis 1809 im Oberstadtbuch nur niederdeutsch geschrieben, doch das konnte nichts daran ändern, daß sich der Norden vom Ende des Dreißigjährigen Krieges an bis heute nach und nach völlig dem hochdeutschen Sprachraum angeschlossen hat. Als «Plattdeutsch» wird Niederdeutsch heute nur noch von den unteren ländlichen Volksschichten gesprochen, ansonsten in Volkstheater und Schulfunk künstlich am Leben gehalten.

Ohnehin war das Niederdeutsche nie im selben Maße eine Literatursprache wie das Hochdeutsche. Das kulturtragende Patriziat der Hansestädte interessierte erheblich weniger für höfische Ritterspiele und die sich darum rankenden Lieder und Epen, als dies der feudalistische Landadel im Süden Deutschlands tat. So schlägt sich das Mittelniederdeutsche hauptsächlich in Verträgen und anderen Gebrauchstexten, in Rechtsbüchern und Chroniken nieder. Der bedeutendste niederdeutsche Roman, «*Reynke de Vos*» (von Goethe später als «Reinecke Fuchs» bearbeitet), eine großartige Satire auf den höfischen Ritterroman, erschien erst am Ende des Mittelalters, 1498, und zwar bereits als gedrucktes Werk. Die Minnedichter Heinrich von Morungen und Albrecht von Halberstadt schrieben, obwohl sie im Niederdeutschen beheimatet waren, ihre Lieder in hochdeutschen Reimen. Sie so dem kulturellen Übergewicht des Südens beugend, stellten sie sich gewissermaßen in die altehrwürdige Tradition, dem Hochdeutschen die Referenz zu erweisen. An dieser Stelle kann man es sich nicht versagen, ein denkwürdiges Zitat des großen Germanisten Adolf Bach zu bringen (*Geschichte der deutschen Sprache*, 8. Aufl. 1962): «In dem überlieferten Text des *Hildebrandsliedes* hat wohl ein Niederdeutsch Sprechender, der kein Hochdeutsch konnte und besonders über die Bedeutung des Buchstabens «z» sich um Unklaren war, im Kloster Fulda um 800 eine hochdeutsche Vorlage in grauerregender Weise abgeschrieben».

Während des gesamten Mittelalters gab es innerhalb des deutschen Reichs noch einen anderen Sprachraum, der abseits vom hochdeutschen Bereich stand: das Niederfränkische. Obwohl sprachlich und wirtschaftlich dem Norden Deutschlands näherstehend, nahm der niederfränkische Kulturraum aktiv am Import der französischen Literaturstoffe und sogar anregend an der literarischen Entwicklung Oberdeutschlands teil. Immerhin wurden zwei der frühen und damit stilbildenden höfischen Großwerke, der Aeneas-Roman und die Servatiuslegende, zuerst in niederfränkischem Dialekt geschrieben. Heinrich von Veldeke, der Autor beider Dichtungen, fungierte als Vermittler zwi-

schen flämischer und hochdeutscher Literatur. Auch die hochmittelalterlichen «Reinaerde»-Geschichten, die dem Lübecker Autor von «*Reynke de Vos*» als Vorlage dienten, sind ursprünglich niederländisch. Ansonsten gilt Ähnliches wie für das Niederdeutsche: Die Sprache wurde viel in chronistischen und kaufmännischen Texten verwendet. Vom 11. bis zum 16. Jahrhundert heißt sie *Mittelniederländisch*, wurde aber von den Niederländern selber, im Sinne des germanisch-althochdeutschen *thiudisk* («völkisch», «volkssprachlich»), *dietsch* oder *duutsch* genannt. Aus diesem Grunde lautet das englische Wort für die holländische Sprache heute noch *Dutch* (aus derselben Wurzel ist auch unsere Sprach- und Volksbezeichnung *Deutsch* abgeleitet). Ab dem 17. Jahrhundert, also seit der Herauslösung aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, sprechen die Holländer und Flamen *Neuniederländisch*, wobei die Belgier es schwer hatten, sich nach der kulturellen Katastrophe der Gegenreformation wieder der holländischen Sprachentwicklung anzuschließen.

Mittelhochdeutsch (1050-1450) aus der «Kaiserchronik» (1147/55)	
in vielen Handschriften verbreitete «Weltgeschichte»	Übersetzung:
<i>Der Kreuzzug Gottfrieds von Bouillon</i>	<i>Der Kreuzzug Gottfrieds von Bouillon</i>
<p>Under diu chom daz zît, daz der herzog Gotfrît huop sich ze dem hailigen grabe. er verliêz alle sîne habe dem wâren gote zêren. vil was der hêrren die sich mit im ûz huoben. durch Ungerî si dô vuoren, dannen durch Pulgrîe, durch die wuosten Rumenie. der haiden craft flôch ze Antioch in die stat, der herzog dar vur saz. ain haiden dô dâ inne was, gchaizen was er Milîân, der nemahte der state niht hân, daz er sich erlôste. die haiden in dô wol trôsten; si baiten aver ze lange. der vurste wart gevangen, die sîne wurden alle samt erslagen, die burc er in nôsturmes an gewan.</p>	<p>Unterdessen kam die Zeit, daß der Herzog Gottfried sich zu dem heiligen Grab hob (erhob, aufmachte). Er verließ alle seine Habe (Besitz) dem wahren Gott zu Ehren. Es waren viele Herren, die mit ihm aufbrachen. Durch Ungarn fuhren sie damals, von da aus durch Bulgarien, durch das wüste Rumänien. Die Armee der Heiden floh nach Antiochia in die Stadt, der Herzog saß davor (belagerte sie). Ein Heide war darinnen, der Milian genannt wurde, der hatte nicht die Möglichkeit, die Stadt zu erlösen. Da trösteten ihn die Heiden. Sie warteten aber zu lange, der Fürst wurde gefangen, die Seinen (seine Leute) wurden allesamt erschlagen die Festung gewann (eroberte) er durch krie- gerische Erstürmung.</p>

Mittelniederdeutsch (1200-1600) aus dem «Sachsenspiegel» des Eike von Repgow (um 1230)	
Vorwort aus der mnd. Berliner Handschrift (1369)	Übersetzung:
<p>Got, die dar is begin unde ende aller dinge, de makede to irst hemel unde erde, unde makede den minschen binnen ortrike, unde satte ine in dat paradies; die gebrak den gehorsam uns allen to scaden. Dar umme ginge wie irre also de hirdelosen schape bit an die thied, dat he uns irloste mit siner matere. Nu aver we bekart sin unde uns got weder geladet hevot, nu halde we sine e unde sin gebot, dat sine wiessagen uns geleeret hebbet unde geistlike gude lude, unde ok kerstene konige gesat hebbet.</p>	<p>Gott, der da der Beginn und das Ende aller Dinge ist, der machte zuerst Himmel und Erde, und er machte innerhalb des Erdenreichs den Menschen und setzte ihn in das Paradies. Der brach zu unser aller Schaden den Gehorsam. Darum gingen wir irre (d.h. orientierungslos) wie hirtelose Schafe bis zu der Zeit, daß (als) er uns erlöste mit seiner Güte. Nun aber, da wir bekehrt sind und uns Gott wieder geleitet hat, nun halten wir sein Gesetz und sein Gebot ein, das seine Weissagungen uns gelehrt und gute geistliche Leute und auch christliche Könige uns gesetzt haben.</p>
Mittelniederländisch (1100-1500) aus dem Tierepos «Van den vos reynaerde» (um 1250)	
Handschrift aus dem 14. Jahrhundert	Übersetzung:
<p>Ysingrijn begonste saen Ende sprac: Coninc heere, Dor u edelheit en dor u eere Ende dor recht ende dor ghenade Ontfacrme u miere scade, Die mi Reynaert heeft ghedaen, Daer ic af dicken hebbe ontfaen roeten lachter ende verlies. Voer al dandre ontfacrme u dies, Dat hi mijn wijf hevot verhoert, Ende mine kindre so mesvoert, Dat hinc besoeckede daer si laghen, Datter twee noint ne saghen Ende so worden staerblent.</p>	<p>Isegrim begann zu sagen (reden) und sprach: König, Herr, mit Eurem Edelmut und Eurer Ehre und mit dem Recht und der Gnade, erbarmt Euch des großen Schadens, den mir Reinecke (an-) getan hat, wodurch ich reichlich empfangen habe böses Gelächter und Verlust. Vor allem anderen erbarmt Euch dessen, daß er mein Weib geschändet («zur Hure gemacht») hat, und meine Kinder so mißhandelt, daß er sie beseichte, als sie da lagen, so daß zwei von ihnen seither nicht mehr sahen und so ganz blind wurden.</p>

Anmerkung zu den Übersetzungen: Die Übersetzer waren bemüht, bei allen Texten so nah wie eben möglich am Original zu bleiben, d.h. auch – soweit dabei die Verständlichkeit der neuhochdeutschen Übertragung gewahrt bleiben konnte – den Wortlaut und die Wortstellung möglichst genau einzuhalten, um die Verwandtschaft des Wortschatzes und der Strukturen durchsichtig zu machen. Wir wissen wohl, daß es in modernen Bibeln «Führeuns nicht in Versuchung» heißt. Wenn aber in nordischen oder englischen Texten «leið» bzw. «lead» steht, schien uns die Übersetzung

mit «leiten» erhellender zu sein. Es ging hier nicht darum, «schönes» Hochdeutsch zu schreiben oder Übersetzungskonventionen einzuhalten. Wo der mhd. Textsinn dadurch unklar werden konnte, sind Erläuterungen bzw. hinzuzudenkende Wörter in Klammern angeführt.

Hinweise zum leichteren Verständnis der Originaltexte:

Akzente auf Vokalen bedeuten, daß die jeweilige Silbe den Hauptton des Wortes trägt. Ein «Dach» (^) zeigt an, daß dieser Vokal lang zu sprechen ist; æ steht für den deutschen Umlaut ä, ø und œ für deutsches ö, skandinavisches å für einen offenen o-Laut (mit gerundeten Lippen). Das Thorn (groß Þ, klein þ) repräsentiert den stimmlosen englischen th-Laut (z.B. in «death»), ð stimmhaftes th wie in «that». In mehreren mittelalterlichen Texten ist u an manchen Stellen als u, an anderen als v zu lesen; entsprechend steht uu sehr oft, wie im englischen Buchstaben-Namen «double-U» noch erhalten, für das heutige w. Der letzte Hinweis gilt besonders für die altdutschen und altniederländischen Texte.

Kontrollfragen

1. Wie kam es dazu, daß sich im westlichen Ostseeraum eine Sprache entwickelte, durch die ihre Träger sich von den übrigen indogermanischen Sprachgruppen absetzten und die später «Germanisch» genannt werden sollte?
2. Welche Beweise sind in sprachlichen Befunden für fremdes «Substrat» (germanische Sprachen) zu sehen?
3. Wodurch unterscheiden sich die germanischen Sprachen von den anderen Zweigen der indogermanischen Sprachfamilie?
4. Welche Erscheinung wurde nach dem dänischen Sprachwissenschaftler Karl Verner, *Vernisches Gesetz* genannt?
5. Wo findet man die Einteilung der Bewohner Germaniens in Nord-, Ost- und Westgermanen?
6. Gliederung der germanischen Sprachen und ihre Merkmale.
7. Wie ist die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte?
8. Welche Ursachen liegen der zweiten Lautverschiebung zugrunde?
9. In welchen Dialekten erschienen althochdeutsche Texte?
10. Wann beginnt die Periode des «klassischen» Mittelhochdeutschen?
Die Textproduktion dieser Zeit.

LEKTION 3. PHONETISCHE UND GRAMMATISCHE BESONDERHEITEN DES ALTHOCHDEUTSCHEN

Konsonantismus im Althochdeutschen. Querschnitt durch das System der Konsonantenphoneme des Althochdeutschen. Die zahlreichen Abstufungen der zweiten Lautverschiebung von Süden nach Norden erschweren eine Gesamtdarstellung des althochdeutschen Konsonantensystems. Hier wird der Konsonantenstand des Ostfränkischen gegeben, der dem Konsonantenstand der Literatursprache am nächsten steht.

Konsonantenphoneme (Ostfränkisch):

stimmlose Explosivlaute	p	t	k	kw	
stimmhafte Explosivlaute	b	d	g		
stimmlose Frikativlaute	f(ff)	zz,	s	hh (ch)	hw
stimmhafte Frikativlaute	th	(dh)			
Affrikaten	pf	z [ts]			
Faringale	h				
Liquiden	l	r			
Nasale	m	n			
Halbvokale	w (gesprochen wie engl. water)				

Beispiele:

<i>f (v)</i>	<i>fater, vater</i> «Vater», <i>fogal, vogal</i> «Vogel»;
<i>p</i>	<i>plāgen</i> «plagen», <i>spāti</i> «spät»;
<i>b</i>	<i>berg</i> «Berg», <i>boum</i> «Baum»;
<i>pf (ph)</i>	<i>pflanza, phlanza</i> «Pflanze», <i>apful, aphul</i> «Apfel»;
<i>th, dh</i>	<i>ther, dher</i> «der», <i>thionōn, dionōn</i> «dienend»;
<i>t</i>	<i>tīufi</i> «tief», <i>tōt</i> «tot»;
<i>d</i>	<i>dri</i> «dreißig», <i>drot, throt</i> «Volk»;
<i>z [ts]</i>	<i>zīt</i> «Zeit», <i>zuo</i> «zu»;
<i>s</i>	<i>sumu, sun</i> «Sohn», <i>sunna</i> «Sonne»;
<i>z (zz)</i>	<i>thaz</i> «das», <i>wazzer</i> «Wasser»;
<i>h (ch) [x]</i>	<i>suohhen, suochen</i> «suchen», <i>sprehhan, sprechan</i> «sprechen»;
<i>h [h]</i>	<i>hano</i> «Hahn», <i>sehan</i> «sehen»;
<i>k (c, ch)</i>	<i>klōstar</i> «Kloster»;
<i>g</i>	<i>garto</i> «Garten», <i>weg</i> «Weg»;
<i>h^v</i>	<i>hwer</i> «später» <i>wer</i> «wer», <i>hwila</i> «später» <i>wila</i> «Zeit, Weile»;
<i>qu [k^w]</i>	<i>queman</i> «kommen», <i>quedan</i> «sagen»;
<i>l</i>	<i>lāren</i> «lehren», <i>helfan</i> «helfen»;
<i>r</i>	<i>regan</i> «Regen», <i>dorf</i> «Dorf»;
<i>m</i>	<i>mīn</i> «mein», <i>kempfo</i> «Kämpfer»;
<i>n</i>	<i>neman</i> «nehmen», <i>kind</i> «Kind»;
<i>w (uu, u)</i>	<i>weg, uueg, ueg</i> «Weg», <i>zweifalōn, zuuifalōn</i> «zweifeln»;
<i>j(i)</i>	<i>iār, jār</i> «Jahr».

Die graphischen Varianten *k* und *c* (*akar, ackar, accar, acchar* «Acker»), *f* und *v* (*filu, vilu* «viel») sind durch Nachahmung des lateinischen Schrifttums zu erklären; ebenso *pf* und *ph* (*pfad, phad* «Pfad»).

Auf die Unsicherheit der orthographischen Regeln und auf den Mangel an Graphemen, die dem althochdeutschen phonologischen System gerecht wären, sind Doppelschreibungen wie *th* und *dh*, *d* (*ther, dher, der* «der») zurückzuführen sowie die Bezeichnung zweier verschiedener Phoneme mit einem Graphem, z.B. *z* (1. der Frikativlaut [s], der durch Verschiebung von *t* > *z* (zz) entstanden war: *wazzar* «Wasser», *thaz* «das»); zu Lehrzwecken wird *z* geschrieben; 2. die Affrikata [ts], die auch infolge der Verschiebung von *t* > *z* entstanden war, z.B. *zīt* «Zeit», *herza* «Herz»); ähnlich *h* (1. der stimmlose velare Frikativlaut [x]; intervokalisches *hh* und *ch* geschrieben, z.B. *suohhen, suochen* «suchen»); 2. der faringale Laut [h], der nicht nur im Wortanlaut, sondern auch am Anfang der Silbe im Wortinlaut vorkommt, z.B. *hano* «Hahn», *sehan* «sehen»).

Graphische Varianten sind auch: *w* und *uu* (*u*) bezeichnen den bilabialen Laut wie engl. *water*, z.B. ahd. *uuintar* «Winter», *uueg* «Weg», *uuerdan* «werden», *uuerfan* «werfen».

Die langen Konsonanten werden durch Verdoppelung bezeichnet, z.B. *beti* «Bett», *liggen* «liegen», *suohhen* «suchen».

Geminationsarten im Althochdeutschen

Die westgermanische Geminatio. Unter westgerm. Geminatio versteht man die Verdoppelung eines Konsonanten durch unmittelbar folgendes *j*, seltener auch durch *w*, *r*, *l*, *n*, *m*. Von der Geminatio durch folgendes *j* sind alle einfachen Konsonanten (außer *r*) betroffen, wenn ihnen ein kurzer Vokal vorausgeht:

- ahd. *bitten*, as. *biddian* (got. *bidjan*);
- ahd. *sezzen*, as. *settian* (got. *satjan*);
- bair. *sippea, sippa*, as. *sibbia* (got. *sibja*).

Im Ahd. ist, wie die Beispiele zeigen, das *j* schon geschwunden. Selten ist *j* noch als *e* erhalten geblieben. Da *j* als Ableitungs- und Themasuffix sehr häufig vorkam, tritt in den mit *j* gebildeten Wörtern entsprechend oft Geminatio auf, so auch bei den mask. und neutr. *ja*- und den fem. *jō*-Stämmen:

- mask. ahd. *hrucki, rucki* «der Rücken»;
- neutr. ahd. *kunni* (got. *kuni*, Gen. *kunjis*), «das Geschlecht»;
- fem. ahd. *hella* (got. *halja*) «die Hölle».

Auch bei den Verben finden sich häufig *j*-Geminatio. Bei den st. Verben sind es die sog. *j*-Präsentien, bei den sw. Verben die kurzsilbigen *jan*-Verben. Hier zeigt das ahd. Konjugationssystem deutlich, wo einstmalig ein *j* vorhanden

war und wo nicht: *ih zellu, du zelis, er zelit, wir zellemés, ir zellet, sie zellent* (ich zähle usw.).

Wie oben erwähnt, wurde das *r* von der Geminatation im Westgerm. nicht betroffen. (Im Ahd. gibt es Ausnahmen.) Das hängt mit der Lautqualität des *j* zusammen: während es nach den übrigen Konsonanten Halbvokal war, wurde es nach *r* wahrscheinlich zu einem weichen palatalen Frikativlaut und blieb auch als solcher erhalten. So stehen sich also ahd. *zellen* und *nerien* gegenüber (ahd. wird nie *j* geschrieben!). Häufig trat hierbei eine Weiterentwicklung des *j* ein. Zu ahd. *scara* «Schar» gehört das mask. Nomen agentis *scerio*, das sich zu *scergo* «Scherge» weiterentwickelt hat. Ebenso entstand auch das Wort *Ferge* aus ahd. *ferio* < **farja*.

Die Geminatation vor *w, r, l, n, m* ist viel seltener als die *j*-Geminatation. Es seien daher hier nur einige wenige Beispiele genannt. Vor *r* und *l* können die germ. Verschlusslaute *p, t, k* verdoppelt werden, z. B.

ahd. *akkar* – got. *akrs*, ahd. *bittar* – anord. *bitr*, got. *baitrs*; ahd. *aphul* – westgerm. **appla* < germ. **apla*.

Die Geminatation vor *w, n* und *m* hat fast keine Auswirkung auf das Dt. gehabt.

Geminatation durch Assimilation. Bereits im Urgerm. gibt es eine große Anzahl von Doppelkonsonanten; besonders häufig sind *ll, mm, nn* und *ss*. Diese Geminaten werden meist als vorhistorische Assimilation erklärt, *ln* > *ll, nw* > *nn*. Da diese Geminaten in allen germ. Sprachen in gleicher Weise auftreten, spricht man auch von gemeingerm. Geminatation. Hierzu gehören z. B. ahd. *brinnan* intr. «brennen» und ahd. *brennen* «brennen machen», dem letzteren entspricht got. *brannjan*, as. *brennian*. Beide Formen weisen bereits Geminatation auf, ein Beweis dafür, daß es sich um eine gemeingerm. und nicht um eine westgerm. Geminatation handelt. In der Konjugation des Präs. bleibt die Geminatation erhalten, z. B.: *stellen, ih stellu, du stellis, er stellit*.

Geminatation durch Vokalausfall. Bisweilen sind Doppelkonsonanten durch den Ausfall eines Vokals zwischen zwei gleichen Konsonanten entstanden, z. B.: *elilenti* > *ellentis* «anderes Land, Verbannung», *heëriro* > *hërro* «der Lehre, Ehrwürdige, der Herr».

Sehr häufig findet sich diese Erscheinung auch beim Prät. sw. Verben, z. B. *leitita* < *leititta* «leitete».

Geminatation durch die ahd. Lautverschiebung. In der ahd. Lautverschiebung sind aus den inlautenden *p, t, k* die Doppelfrikative *ff, zz, hh* geworden, z. B. ahd. *offan, èzzen* (s. tabellarische Übersicht oben).

Vereinfachung der Geminatation. In vielen Fällen ist geregelte Vereinfachung der Geminatation anzutreffen, und zwar im Auslaut der Wörter, z. B.: *swimman* – *swam, kunnan* – *kan*, und vor Konsonanten, z. B.: *brennan* – *branta, kussen* – *kusta*.

Diese Vereinfachung erfolgte deshalb, weil der zweite Teil der Geminaten keine neue Silbe zu eröffnen hatte. Oft erfolgte die Vereinfachung der Geminatation durch Analogie, besonders häufig in der Konjugation des Präs. Neben *bitten, ich bittu* (< **biddu*) steht *du bitis, er bitit*. Nach diesen beiden Formen können dann auch der Inf. und die übrigen Formen gebildet werden.

Vokalismus. Querschnitt durch das System der Vokalphoneme des Althochdeutschen im 9. Jahrhundert.

Kurze Vokale: a, ä, e, i, o, u:

a	ahto «acht», tag «Tag»;
ä (=germ. e)	erda «Erde», berg «Berg»;
e (umgelautetes a)	alt · Komp. eltro «älter», gast – Pl. gesti «Gäste»;
i	ih «ich», bintan «binden»;
o	ofto «oft», honag «Honig»;
u	unsër «unser», turi «Tür».

In den althochdeutschen Handschriften werden die beiden e-Laute meistens nicht unterschieden, vgl. *erda* (e) und *gesti(e)*; doch ist anzunehmen, daß das e geschlossener gesprochen wurde als das ä, so daß man sie als zwei verschiedene Phoneme betrachten soll. Neben der Schreibung e sind für beide Phoneme auch die Schreibung ae anzutreffen, z. B. *aerdha* «Erde», *aerbio* «Erbe».

Lange Vokale: â, ê, î, ô, û:

â	ôno «ohne», slâfan «schlafen»;
ê	êra «Ehre», sêo «See»;
î	îs «Eis», mîn «mein»;
ô	ôra «Ohr», hôh «hoch»;
û	ûf «auf», tûba «Tauben».

Die Länge der Vokalphoneme wurde manchmal durch Verdoppelung, z. B. *gitaan* «getan», *leeran* «lehren», durch den Zirkumflex oder den Akut, z. B. *gitân, lerân; gitán, lerán* wiedergegeben. Meist werden sie aber in den althochdeutschen Handschriften überhaupt nicht angegeben.

Diphthonge: ei (ai), ou (au), iu, io (eo, ie), uo (ua, oa), ia (ea, ie)

ei (ai)	ein «ein», heitar, haitar «heiter»;
ou (au)	auga «Auge», gilouben, chilouben «glauben»;
iu	liut «Volk», biugu «(ich) biege»;
io (eo, ie)	diot, deot, «Volk», biogan, beogan, biegan «biegen»;
uo (ua, oa)	guot, guat «gub», buoh, buah «Buch»;
ia (ea, ie)	hiar, hear, hier «hier».

Kennzeichnend für die Diphthonge ist das Vorhandensein graphischer Varianten.

Althochdeutsche Monophthongierung. Bei der Monophthongierung und der Diphthongierung handelt es sich ebenfalls um qualitative Veränderungen der Stammsilbenvokale. Sie werden jedoch nicht durch den Vokal der Folgesilbe veranlaßt, wie das bei der Vokalharmonie und beim Umlaut der Fall ist.

ai/ei zu ê. Die Monophthongierung des germ. *ai*, ahd. meist schon *ei*, zu langem *ê* ist auf wenige Fälle beschränkt; *ei* wird im Ahd. nur dann zu *ê*, wenn *h*, *r* oder *w* folgt:

- got. *maiza* – ahd. *mero* «mehr»

au/ou zu ô. Germ. *au*, ahd. meist *ou*, wird vor den Dentalen *d*, *t*, *s*, *z*, *l*, *n*, *r* und germ. *h* zu *ô* monophthongiert. Dieser Monophthongierungsvorgang hat sich im Ahd. besser durchgesetzt als der vorhergenannte.

- got. *daupus* – ahd. *tôd* «Tod»;
- got. *raups* – ahd. *rôt* «rot».

Im Sg. Prät. der st. Verben der 2. Ablautreihe finden sich zahlreiche monophthongierte Formen:

- *kiosan* – *kôs* «wählen, wählte»;
- *ziohan* – *zôh* «ziehen, zog».

Die beiden Monophthongierungsvorgänge laufen zwar von der Struktur her, aber nicht zeitlich parallel. Die Entwicklung von *ei* zu *ê* beginnt bereits im 7. Jh. und ist im 8. Jh. abgeschlossen, die von *ou* zu *ô* nimmt erst im 8. Jh. ihren Anfang und ist im 9. Jh. beendet.

Althochdeutsche Diphthongierung. Germ. *ê* zu ahd. *ia*. Im 8./9. Jh. wird germ. *ê* im Ahd. zu *ia* aufgespalten. Seit der Mitte des 9. Jh. wird *ia* zu *ie*. Diese Form herrscht dann auch während des Mhd. vor:

- got. *mizda* – äs. *mêda* ahd. *miata* «Lohn»;
- got. *hêr* ahd. *hiar* «hier»;
- äs. *hêt* ahd. *hiaz* «hie».

Germ. ô zu ahd. uo. Der Wandel von germ. *ô* > *uo* zeigt sich in den ahd. Schriften des 8. und 9. Jh. Sein unterschiedliches Vordringen ist ein Hilfsmittel bei der Lokalisierung und Datierung von ahd. Werken. Um 900 hat sich diese Diphthongierung in allen Dialekten durchgesetzt:

- got. *fôtus* ahd. *fuoz* «Fuß»;
- *sôkjan* *suohhan* «suchen»;
- *fôr* *fuor* «fuhr».

Die Diphthongierung erfolgt nur in Stammsilben, also in hochtonigen Silben, die Nebensilben behalten die alten Monophthonge (got. *salbôda*, ahd. *salbôta* «salbten»).

Umlaut. Der Umlaut beruht auf Assimilation. Durch *i* oder *j* der Folgesilbe erfolgt eine Palatalisierung des Stammsilbenvokals. Der

Umlaut ist jünger als die Vokalharmonie; er ist im Ahd. seit dem 8. Jh. belegt, in anderen germ. Sprachen dagegen schon früher. Umlaut erfolgt vor *i* oder *j* und erfaßt sämtliche dunklen Vokale (*a*, *o*, *u*), in ahd. Zeit jedoch nur das kurze *a*. Alle anderen umgelauteten Vokale werden erst in mhd. Denkmälern faßbar.

Primärumlaut. Unter Primärumlaut versteht man die Umwandlung von kurzem *a* zu *e*. Dieser Umlautungsprozeß beginnt ca. um 750 und ist im 9. Jh. im wesentlichen abgeschlossen. Er erfaßt auch die übrigen westgerm. Sprachen und das Altnord.:

- ahd. *gast* *gesti* «Gast, Gäste»;
- ahd. *lang* *lengiro* «lang, länger»;
- ahd. *trank* *trenken* (aus **trankjan*) «trank, tranken».

Umlaut erfolgt auch dann, wenn ein mit *i* anlautendes Pronomen dem Stamm eng angeschlossen ist:

- *gab imo* wird zu *geh imo* «gab ihm»;
- *warf iz* – *werf iz* «warf es»;
- *nam ih* – *nem ih* «nahm ich».

In diesen Fällen ist der Umlaut später wieder beseitigt worden. Unter bestimmten Bedingungen konnte sich der Umlaut im Ahd. nicht durchsetzen. Man unterscheidet gesamtahd. und obd. Umlauthinderungen.

a) Gesamtahd. Umlauthinderungen: Der Umlaut trat nicht ein, wenn:

1. das *i* oder *j* schon geschwunden war, ehe die Umlautungsprozesse begannen;
2. die Silbe, die das *i* enthielt, einen stärkeren Nebenton trug (*kraftlih*, *irstant-nissi*);
3. zwischen dem *a*-Vokal der Stammsilbe und dem *i* oder *j* der Folgesilbe Konsonanten standen, die der Palatalisierung entgegenwirkten.

Solche Konsonantenverbindungen waren:

- *ht* *mahti*, *nahti* «Mächte, der Nacht»;
- *hs* *wahsit* «wächst»;

Konsonant + *w* *garwita* «gerbte, bereitete».

b) Obd. Umlauthinderungen. Außer den gesamtahd. Umlauthinderungen hatte das Obd. noch eine Reihe weiterer Umlauthinderungen aufzuweisen, die jedoch nicht konsequent durchgeführt waren. Im allgemeinen trat der Umlaut nicht ein, wenn auf die Stammsilbe folgende Konsonanten bzw. Konsonantenverbindungen folgten:

1. *l* + Konsonant: *haltit*, *altiro* «hält, älter»;
2. *r* + Konsonant: *starchiro*, *arbi*, *warmen* – aus **warmjan* – «stärker, Erbe, wärmen»;

3. germ. *h*: *ahir*, *slahit* «Ähre, schlägt»;

4. ahd. *h* (germ. *k*): *sachit*, *gimachida* «streitet, Verbindung».

Sekundärumlaut. Im Mhd. sind die gemeinhd. und zum Teil auch die obd. Umlauthinderungen beseitigt worden, so daß seit dem 12. Jh. auch in diesen Fällen Umlaut eingetreten ist. Er wird als Sekundärumlaut bezeichnet und erscheint im allgemeinen als *ä*, also *mähete*, *nähete*, *wähset*, *gärwete*, *hält*, *älter* usw. In mehrsilbigen Wörtern kann *i* oder *j* der dritten Silbe den Stammvokal ebenfalls umlauten, wenn vorher eine Angleichung der Mittelsilbe an die dritte Silbe erfolgt ist. Dieser Umlaut hat sich aber im Ahd. nur in einigen Wörtern (*fremidi* «fremd», *edili* «edel») durchgesetzt.

Rückumlaut. Das Verb *trenken* ist von der Präteritumsform *trank* des starken Verbs *trinkan* abgeleitet und zeigt mit dem Vokal *e* gegenüber *a* in *trank* Umlaut. Das Präteritum zu *trenken* lautet aber *trankta*; *trankta* enthält nicht den Bindevokal *i*. Nach langer Wurzelsilbe ist der Bindevokal *i* im Präteritum der *jan*-Verben ausgefallen, ehe er Umlaut bewirken konnte. Das Nichteintreten des Umlauts im Präteritum langwurziger *jan*-Verben wird Rückumlaut genannt. Rückumlaut kommt im Ahd. in der Regel nur in langwurzigen *jan*-Verben mit dem Wurzelvokal *e* im Infinitiv und im Präsens vor. Rückumlaut hat auch das Präteritum *dähta* zu *denken*.

Vokalharmonie (sog. **Brechung**). Die hier behandelten Hebung- und Senkungsvorgänge werden auch unter den Termini kombinatorischer Lautwandel oder Vokalassimilation zusammengefaßt. Es handelt sich jeweils um Veränderungen der Stammsilbenvokale unter dem Einfluß der Vokale der nachfolgenden Silben, also um eine regressive Assimilation, die wahrscheinlich durch den germ. Anfangsakzent beeinflusst wurde.

ë zu i Die Hebung des *ë* zu *i* ist im Germ. sehr früh anzutreffen; das Got. z.B. hat ide. *e* zu *i* umgewandelt. Das Westgerm. hat diese Veränderung jedoch nicht allgemein, sondern nur unter bestimmten Bedingungen durchgeführt. Ob die Lautveränderungen im Got. mit denen im West- und Nordgerm. wirklich in Zusammenhang zu bringen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

ë wird zu i:

vor Nasal + Konsonant:

ide. **bhend-* ahd. *hintan* «binden»;

lat. *ventus* ahd. *wint* «Wind».

vor einem *i* oder *j* in der Folgesilbe:

ahd. *berg* – *gibirgi* «Berg, Gebirge»;

erda – *irdisk* «Erde, irdisch»;

geban – *er gibit* «geben, er gibt».

vor einem *u* in der Folgesilbe:

ide. **sedhus* ahd. *situ* «Sitte»;

lat. *securus*

ahd. *sichûr* «sicher»;

ahd. *geban*

ahd. *ih gibu* «ich gebe».

i zu ë Bereits in vorliterarischer Zeit wurde das *i* zu *ë* gesenkt, wenn in der Folgesilbe die Vokale *a*, *e* oder *o* standen:

• äs. *wika* ahd. *wëhha* «Woche»;

• lat. *bicarium* ahd. *bëhhâri* «Becher»;

• ide. **uiros* ahd. *wër* «Mann».

Die Senkung von *i* zu *e* vollzog sich aber nicht regelmäßig. So haben z.B. alle Part. Prät. der 1. Ablautreihe das *i* erhalten, obwohl *a* in der Folgesilbe stand:

gigriffan, *giritan* «gegriffen, geritten».

u zu o Das *u* wird zu *o* gesenkt vor *a*, *e* oder *o* der Folgesilbe:

• ide. **jugom* ahd. *joch* «Joch»;

• germ. **gulpa* ahd. *gold* «Gold».

Vor nachfolgenden *i*, *j*, *u* oder Nasal + Konsonant bleibt *u* aber erhalten (*kuri* «Prüfung», *sumu* «Sohn», *zunga*, *gibuntan* «Zunge, gebunden»).

Nasalschwund mit Ersatzdehnung. Schon im Germanischen – wie auch später – ist in manchen Verbindungen, besonders vor Reibelauten, der Nasal geschwunden. Die für den Nasal gebrauchte Energie bleibt jedoch erhalten, indem der vorangehende Vokal zunächst nasalisiert und dann gedehnt wird, daher «Ersatzdehnung»:

germ. **panhto* > ahd. *dähta* («dachte»); **punto* > *dühta* («dünkte»); **sinh-* > *sihan* («sehen»); mhd. *denken* : *dächte*, *bringen* : *brähte*.

Die althochdeutschen Verben

Der neuhochdeutsche Gesamtwortschatz wird mit ca. 500.000 bis 600.000 Wörtern beziffert, von dem etwa 25% Verben sind. Diese teilen sich auf in zwei Klassen, die **starken Verben**, die in ihrer Konjugation einen **systematischen Vokalwechsel** (sog. **Ablaut**) im Grundmorphem (Stamm) haben, und die **schwachen Verben** ohne systematischen Vokalwechsel. Der Anteil der starken Verben ist dabei durchweg der Ältere. Zu den etwa 180 Formen treten keine neuen mehr hinzu, das System ist abgeschlossen. Neu entstehende Verben haben also immer eine schwache Flexion (Merkmal: **Dentalsuffix** im Präteritum).

Das Althochdeutsche kennt zwei synthetische Tempora, das Präsens und das Präteritum. Die Modi des Ahd. Verbs sind Indikativ, Konjunktiv und Imperativ.

Die Numeri des Ahd. sind Singular und Plural, die Genera sind das synthetisch gebildete Aktiv und das umschriebene Passiv, das jedoch noch nicht vollständig ausgebildet ist.

Die ahd. Verben werden nach Jakob Grimm in zwei Klassen eingeteilt, die Klassen der starken und der schwachen Verben.

Schwache Verben. Die schwachen Verben bilden ihr Präteritum nicht, wie die starken Verben, durch die Veränderung ihres Wurzelvokals, sondern durch das Anfügen des «Dentalsuffixes» *-t-* an den Verbstamm. Das Partizip Präteritum der schwachen Verben endet auf *-t*: *gisalbôt*. Die schwachen Verben sind eine «germanische Neubildung». Sie sind durch Ableitungen von starken Verben, Adjektiven und Substantiven entstanden. Sie werden nach ihren germanischen Ableitungssuffixen in drei Klassen unterteilt: die *-jan-*, *-ôn-* und *-ên-* Verben. Das «-j- haltige Suffix» der *-jan-* Verben ist im Ahd. allerdings nur noch selten erhalten, da es durch Endsilbeneduktion, die im Ahd. bereits vereinzelt auftritt, geschwunden ist. Die Infinitive der schwachen Verben enden auf *-en*: *suohen*, *-ôn*: *salbôn* und *-ên*: *habên*.

Durch das *-jan-* Suffix entstanden aus starken Verben schwache Verben mit kausativer Bedeutung. Kausative Verben bezeichnen den Vorgang des «Verursachens». Auf diese Weise sind z.B. schwache Verben wie *senken*, *sezzen* «setzen» und *fuoren* «führen» aus den starken Verben *sinkan* «sinken», *sizzan* «sitzen» und *faran* «fahren» entstanden. Auch von Adjektiven und Substantiven wurden schwache Verben der *-jan-* Gruppe abgeleitet. Diese Verben haben faktitive Bedeutung, d.h., sie sind gekennzeichnet durch eine Bedeutungskomponente des «Veranlassens». So sind z.B. die Verben *fullen* «füllen» und *wermen* «wärmen» von den Adjektiven *fol* «voll» und *warm* abgeleitet. Weiterhin gehört zur *-jan-* Klasse eine Gruppe von Intensiva, das sind Verben, die einen Vorgang von erhöhter Intensität ausdrücken, z.B. nhd. «bücken», abgeleitet von *biogan* «biegen».

Die zweite Klasse der schwachen Verben wurde mit dem Suffix *-ôn-* von Substantiven oder Adjektiven abgeleitet. Sie haben ebenfalls faktitive Bedeutung: z.B. *lobôn* «loben», abgeleitet von *Lop* «Lob». Auch zu der *-ôn-* Klasse gehört eine Reihe von Intensiva, z.B. *beitôn* «harren» abgeleitet von *bîten* «warten».

Die Verben, die mit *-ên-* abgeleitet wurden, sind auch hauptsächlich Ableitungen von Substantiven und Adjektiven mit inchoativer Bedeutung, sie bezeichnen also den allmählichen Übergang von einem Zustand in einen anderen: *altên* «altern», *fûlên* «verfaulen».

Es lassen sich also drei schwache Verbklassen unterscheiden, die *jan-*, *ôn-*, *ên-* Verben. Die *jan-* Verben werden danach unterteilt, ob das *i* im Präteritum erhalten ist oder nicht.

Die schwachen Verben als abgeleitete Verben. Da die schwachen Verben nicht ablautende Verben sind, kann das Grundmorphem von jeder Verbform aus isoliert werden:

- *strangêta*: *strang-*;
- *gîfultên*: *-ful-*;
- *woneta*: *won-*;
- *wântun*: *wân-*;
- *suohun*: *suoh-*;
- *frâgêtan*: *frag-*;
- *wuntorôtun*: *wuntor-*;
- *sêrênte*: *ser-*.

Einige dieser Grundmorpheme sind im Althochdeutschen als selbständige Wörter belegt: *strang* Adj. «stark», *wân* st.M. «Glaube», *sêr* st.N. «Schmerz», *sêr* Adj. «schmerzlich».

Es wird eine direkte Beziehung zwischen schwachen Verben und Wörtern anderer Wortart sichtbar. Schwache Verben sind im Unterschied zu starken Verben von anderen Wörtern abgeleitet. Es kommen Ableitungen von Wörtern verschiedener Wortarten vor. Bei der Ableitung von starken Verben wird die Ablautstufe der 1. und 3. Person Singular Indikativ Präteritum zugrundegelegt: *sahhan* – *suoh*: *suohhen*.

Semantische Funktionen der Suffixe *-jan*, *-ôn*, *-ên*. Ein Vergleich der Bedeutungen von schwachen Verben mit den Bedeutungen der Wörter, von denen sie abgeleitet sind, führt zu folgendem Befund:

<i>trinkan</i> «trinken»	<i>trenken</i> «tränken»
<i>leiten</i> «führen»	<i>lîdan</i> «fahren»
<i>fuoren</i> «führen»	<i>faran</i> «gehen»
<i>tuomen</i> «urteilen»	<i>tuom</i> «Urteil»
<i>heilen</i> «heilen»	<i>heil</i> «gesund»
<i>salbôn</i> «salben»	<i>salba</i> «Salbe»
<i>lobôn</i> «loben»	<i>lob</i> «Lob»

Die Wortbildungsparaphrase, das heißt die Umschreibung der Bedeutung der abgeleiteten Wörter unter Verwendung der Bedeutung der zugrundeliegenden Wörter, erbringt folgende Ergebnisse:

Bei den *jan-* Verben ergibt sich in vielen Fällen eine Umschreibung mit «machen»: *trânken* = «trinkenmachen». Verben mit dieser Bedeutungsfunktion nennt man Faktitiva oder Kausativa.

Die *ôn-* Verben lassen sich vielfach durch «versehen mit» wiedergeben: *salben* = «mit Salbe versehen». Diese Verben nennt man Ornativa.

Bei den *ên-* Verben ergibt sich oft die Möglichkeit, mit «werden» zu umschreiben: *faulen* = «faul werden». Solche Verben nennt man Inchoativa.

Die Formenbildung der althochdeutschen Verben. Da es keine einheitliche ahd. Sprache gab, beziehen sich die Untersuchungen des Ahd. auf Texte in verschiedenen Mundarten. Es werden hier die von Braune, Eggers

ausgewählten Paradigmen verwendet, die unterschiedlichen Dialekten und Zeitabschnitten zuzuordnen sind.

Das erste Paradigma der starken Verben gibt die Verbformen bis zum Beginn des 9. Jh. wieder, so wie sie in dem Moonsee Wiener Fragment (Bairisch), der ahd. Benediktinerregel (Alemannisch), den Murbacher Hymnen (Alemannisch), den ahd. Glossaren und dem ahd. Isidor (bairische Abschrift) vorkommen. Das zweite Paradigma zeigt die Flexionsformen der ahd. Tatianübersetzung (ca. 825, Ostfränkisch), das dritte Paradigma gibt die Formen Otfrieds von Weißenburg (ca. 865, Südrheinfränkisch) wieder. Das vierte Paradigma zeigt die Formen bei Notker Labeo (ca. 1000, Alemannisch).

Die Paradigmen der schwachen Verben geben die «Normalformen des 9. Jh.» wieder. Mit dem Begriff «Normalalthochdeutsch» werden die Formen bezeichnet, die sich an der ahd. Tatianübersetzung orientieren. Die älteren Formen sind bei den schwachen Verben an den Anfang gestellt.

Indikativ Präsens:

Starke Verben

	Älteste Form(stark)	Tatian	Otfried	Notker
	Beginn d. 9. Jh.	825	ca. 865	ca. 1000
	<i>nemun</i> «nehmen»	<i>ziohan</i> «ziehen»	<i>faran</i> «fahren»	<i>râten</i> «raten»
1. Sg.	<i>nimu</i>	<i>ziuhu</i>	<i>faru</i>	<i>râto</i>
2. Sg.	<i>nimis</i>	<i>ziuhis(-t)</i>	<i>ferist(-is)</i>	<i>râtest</i>
3. Sg.	<i>nimit</i>	<i>ziuhit</i>	<i>ferit</i>	<i>râtet</i>
1. Pl.	<i>nemunês(-amês-emês)</i>	<i>ziohemês(-en)</i>	<i>farên</i>	<i>râten</i>
2. Pl.	<i>nemet</i>	<i>ziohet</i>	<i>faret</i>	<i>râtent</i>
3. Pl.	<i>nemant</i>	<i>ziohent</i>	<i>farent</i>	<i>râtent</i>

Schwache Verben

	schwach I	schwach II	schwach III
		<i>suohen, zellen, nerien</i> Ableitungssuffix -j- «suchen», «erzählen», «füttern»	<i>salbôn</i> Ableitungssuffix -ô- «salben»
1. Sg.	<i>suochu, zellu, neriu (nerigu), nerru</i>	<i>salbôm(-ôn)</i>	<i>habêm(-ên)</i>
2. Sg.	<i>suochis, zelis, neris (-ist)</i>	<i>salbôs(-ôst)</i>	<i>habês(-êst)</i>
3. Sg.	<i>suochit, zelit, nerit</i>	<i>salbôt</i>	<i>habêt</i>
1. Pl.	<i>suochemês, zellemês, neriemês (-amês, -ên)</i>	<i>salbômês, salbôn, (-ôen)</i>	<i>habêmês, (habên, -êên)</i>
2. Pl.	<i>suochet, zellet, neriet, nerret(-at)</i>	<i>salbôt</i>	<i>habêt</i>
3. Pl.	<i>suochent, zellent, nerient, nerrent (-ant)</i>	<i>salbônt</i>	<i>habênt</i>

Die 1. Sg. Ind. Präs. endet bei den starken und schwachen Verben I (der ersten Klasse) im 9. Jh. auf *-u:ziuhu, suocho*. Nach dem 9. Jh. wird aus dem *-u* ein *-o* wird: *râto*. Diese Entwicklung setzt vereinzelt schon im 9. Jh. ein. Die Endung der 1. Sg. Ind. Präs. der schwachen Verben II und III ist *-ôm*, bzw. *-êm*, aus dem *-m* wird im 9. Jh. *-n*. Seit dem 11. Jh. wird die *-n*-Endung teilweise auf die starken Verben und die schwachen Verben I übertragen, aus *gihu* wird z.B. *gihun*. Gleichzeitig gehen die Endungen der starken Verben und der schwachen Verben I auch auf die schwachen Verben II und III über. Bei Notker endet die 1. Sg. Ind. Präs. noch auf *-o*, bei den anderen Formen ist der Bindevokal bereits zu *-e-* abgeschwächt, was im folgenden bei den einzelnen Formen nicht jedesmal hervorgehoben wird.

Die 2. Ind. Präs. der starken und schwachen Verben endet in den ältesten Quellen noch auf *-is, -ôs* und *-ês*, z.B. *nimis*. Im 9. Jh. wird ein *-t* angefügt, aus *salbôs* wird z.B. *salbôt* und aus *habês* – *habêst*. Die *-st*-Endung ist aus der Verschmelzung des Personalpronomens *thu, du* mit dem Verb entstanden, die falsch wieder aufgelöst wurde: *gilaubistu* – *gilaubist thu*. Bei Tatian kommen *-s* und *-st* Endungen nebeneinander vor. Die 1. Pl. Ind. endet bei den schwachen Verben II und III auf *-ômês* und *-êmes*, bei den starken Verben und den schwachen Verben I kann der Bindevokal zwischen *a-*, *-e-*, *-u-* oder *-i-* schwanken. Die *-mes* Endung der 1. Pl. Ind. Präs. (*salbômês*) geht in die 1. Pl. Ind. Prät. (*salbôtum*) und die Konjunktivformen (*salbôn, salbôtim*) ein. Gleichzeitig gehen teilweise die Formen der 1. Pl. Konj. Präs. (*salbôn*) in die 1. Pl. Ind. Präs. ein: *salbôn* anstatt *salbômês*.

Schon in den ältesten Quellen tritt daher vereinzelt die ursprüngliche Konjunktivendung *-m* oder seit dem 9. Jh. *-n* als Endung der 1. Pl. Ind. Präs. auf. Es findet also eine Vermischung der Konjunktiv- und Indikativformen statt. In den Handschriften ist der Gebrauch der Endungen nicht einheitlich. Wenn das Verb auf *-m* oder *-n* endet, steht hinter diesen Verben meistens das Personalpronomen *wir*, was bei den Formen auf *-mês* nicht der Fall ist. Im Laufe der Zeit setzt sich in der 1. Pl. Ind. Präs. die eigentliche Konjunktivendung (*-m, -n*) durch. Die Endung der 2. Pl. Ind. Präs. ist *-et* bei den starken Verben und den schwachen Verben I, *-ôt* und *-êt* bei den schwachen Verben II und III. Bei den schwachen Verben I kann der Bindevokal auch *-ie-* oder *-a-* sein. Im späteren Alemannisch wird aus der *-t* Endung *-nt*: *râtent*. Die 3. Pl. Ind. Präs. endet auf *-ônt, -ênt* und *-ent*, bei den schwachen Verben I und den starken Verben auch *-ant*. Bei den schwachen Verben I ist der Bindevokal in den ältesten Quellen *-e-* und bei den starken Verben *-a-*, die Formen vermischen sich jedoch später.

Indikativ Präteritum

Starke Verben. Die starken Verben bilden ihr Präteritum und ihr Partizip Präteritum durch eine Veränderung ihres Stammvokals, den Ablaut

zwischen Präsens- und Präteritumstamm. Die starken Verben sind nach ihrer Stammbildung in sieben Klassen eingeteilt:

Ablautreihen der ahd. starken Verben

	Infinitiv 1. Sg. Ind. Präs	1. Sg. Ind. Prät.	1. Pl. Ind. Prät.	Partizip Prät.
I	<i>grifan, grifu</i>	<i>greif</i>	<i>griffum</i>	<i>gigriffan</i>
	<i>dīhan, dīhu</i>	<i>dēh</i>	<i>digum</i>	<i>gidigan</i>
II	<i>biogan, biugu</i>	<i>boug</i>	<i>bugum</i>	<i>gibogan</i>
	<i>biotan, hiufu</i>	<i>hôt</i>	<i>butum</i>	<i>gibotan</i>
III	<i>bintan, bintu</i>	<i>bant</i>	<i>buntum</i>	<i>gibuntan</i>
	<i>helfan, hilfū</i>	<i>half</i>	<i>hulfum</i>	<i>giholfan</i>
IV	<i>neman, nimu</i>	<i>nam</i>	<i>nānum</i>	<i>ginoman</i>
V	<i>geban, gibu</i>	<i>gab</i>	<i>gābum</i>	<i>gigeban</i>
VI	<i>graban, grabu</i>	<i>gruob</i>	<i>gruobum</i>	<i>gigraban</i>
VII	<i>haltan, haltu</i>	<i>hialt</i>	<i>hialtum</i>	<i>gihaltan</i>
	<i>loufan, loufu</i>	<i>liof</i>	<i>liofum</i>	<i>giloufan</i>

Flexion der ahd. starken Verben

	Älteste Form(stark) Anfang des 9. Jh.	Tatian ca. 825	Otfrid ca. 865	Notker ca. 1000
1.+3. Sg.	<i>nam</i>	<i>zōh</i>	<i>fiar</i>	<i>riet</i>
2. Sg.	<i>nāmi</i>	<i>zugī</i>	<i>fuari</i>	<i>rietī</i>
1. Pl.	<i>nānum, (-umēs)</i>	<i>zugumēs, (-un)</i>	<i>fiarun</i>	<i>rietēn</i>
2. Pl.	<i>nānut</i>	<i>zugut</i>	<i>fiarut</i>	<i>rietent</i>
3. Pl.	<i>nānuz</i>	<i>zugun</i>	<i>fiarun</i>	<i>rietēn</i>

Die 1. und 3. Sg. Ind. Prät. hat bei den starken Verben keine Endung: *zōh, fiar*, die 2. Sg. Ind. Prät. endet auf *-i*: *zugī*. Die älteren Formen der 1. Pl. Ind. Prät. der starken Verben enden auf *-um*, woraus im 9. Jh. *-un* wird: *nānum, fiarun*. Auch in die Formen der starken Verben ist die Präsensendung *-mēs* eingegangen, sie enden also auf *-umēs*. Die 2. Pl. endet bei den starken Verben auf *-ut*, woraus im späten Alemannisch *-ent* wird. Die 3. Pl. endet auf *-un*: *zugun*.

Schwache Verben

	schwach I	schwach II	schwach III
1.+3. Sg.	<i>suoh̄ta, zal̄ta, zel̄ita, ner̄ita</i>	<i>salb̄ōta</i>	<i>hab̄ēta</i>
2. Sg.	<i>suoh̄tōs, (-ōst)</i>	<i>salb̄ōtōs, (-ōst)</i>	<i>hab̄ētōs, (-ōst)</i>
1. Pl.	<i>suoh̄tum, (-un, -umēs)</i>	<i>salb̄ōtum (-un, -umēs)</i>	<i>hab̄ētum (-un, -umes)</i>
2. Pl.	<i>suoh̄tut</i>	<i>salb̄ōtut</i>	<i>hab̄ētut</i>
3. Pl.	<i>suoh̄tun</i>	<i>salb̄ōtun</i>	<i>hab̄ētun</i>

Die schwachen Verben bilden ihr Präteritum dadurch, daß ein *-t-* an den Verbstamm angefügt wird: *neri-t-a, salbō-t-a, habē-t-a*. Die 1. und 3. Sg. Ind. Prät. endet bei den schwachen Verben auf *-a*: *habēta*, die 2. Sg. Ind. Prät. endet auf *-ōs*, woraus später *-ōst* wird: *salbōtōs, salbōtōst*. Die Flexionsendung der 1. Pl. Ind. Prät. bei den schwachen Verben ist *-um*, woraus später *-un* wird. In manchen Texten aus dem 9. Jh. hat die 1. Pl. Ind. Prät. allerdings auch die *-mēs* Endung der 1. Pl. Ind. Präs.. Die 2. Pl. endet auf *-ut* und die 3. Pl. auf *-un*.

Konjunktiv Präsens

Starke Verben

	Älteste Form (stark) Anfang des 9. Jh.	Tatian ca. 825	Otfrid ca. 865	Notker ca. 1000
1.+3. Sg.	<i>neme</i>	<i>ziohe</i>	<i>fare</i>	<i>rāte</i>
2. Sg.	<i>nemēs</i>	<i>ziohēs, (ēst)</i>	<i>farēs</i>	<i>rātēst</i>
1. Pl.	<i>nemēm, (-amēs, -emēs)</i>	<i>ziohemēs(-ēn)</i>	<i>farēn</i>	<i>rātēn</i>
2. Pl.	<i>nemēt</i>	<i>ziohēt</i>	<i>farēt</i>	<i>rātēt</i>
3. Pl.	<i>nemēn</i>	<i>ziohēn</i>	<i>farēn</i>	<i>rātēn</i>

Schwache Verben

	Schwach I	schwach II	schwach III	
1.+3. Sg.	<i>suoch̄e, zelle, ner̄e, ner̄e</i>	<i>salbo</i>	<i>salb̄ōe</i>	<i>hab̄e, hab̄ēe.</i>
2. Sg.	<i>suoch̄ēs, -ēst</i>	<i>salb̄ōs (-t)</i>	<i>salb̄ōēs(t)</i>	<i>hab̄ēs, (-ēst), hab̄ēēs(t)</i>
1. Pl.	<i>suoch̄ēm, -en, -emēs, -amē</i>	<i>salb̄ōm, -ōn, omēs</i>	<i>salb̄ōēm</i>	<i>hab̄ēm, (-ēn), (-ēmes), (-ēēm)</i>
2. Pl.	<i>suoch̄ēt</i>	<i>salb̄ōt</i>	<i>salb̄ōēt</i>	<i>hab̄ēt, (-ēēt)</i>
3. Pl.	<i>suoch̄ēn</i>	<i>salb̄ōn</i>	<i>salb̄ōēn</i>	<i>hab̄ēn, (-ēēn)</i>

Die Konjunktivendungen der starken und schwachen Verben unterscheiden sich nicht. Die 1. und 3. Sg. der schwachen Verben I und III und der starken Verben enden im Konjunktiv auf *-e*. Die schwachen Verben II enden auf *-o*. Allerdings können bei den schwachen Verben II und III lange und kurze Formen vorkommen: *salb̄ōē, hab̄ēē* und *salbo, hab̄e*. Bei starken und schwachen Verben endet die 2. Sg. in den älteren Quellen hauptsächlich auf *-ōs* und *-ēs*. Seit ca. dem 10. Jh. wird oft ein *-t* angefügt: *ratēst*. Allerdings tritt die *-t* Endung im Konjunktiv vereinzelt auch schon im 9. Jh. auf. Dieser Vorgang vollzieht sich im Anschluß an das Anfügen der *-t* Endung in der 2. Sg. Ind.

Die ursprünglichen Endungen der 1. Pl. Konj. sind *-ōm* bei den schwachen Verben II und *-ēm* bei den restlichen Klassen. Im Abschnitt zum Indikativ Präsens wurde bereits angemerkt, daß die Konjunktivformen seit dem 9. Jh. zum Teil durch Indikativformen der 1. Pl. (*salb̄ōmes*) ersetzt werden. Daher hat der Konjunktiv

in manchen Quellen die ursprüngliche Konjunktivendung (*salbôm*), in anderen Quellen steht dagegen eine Indikativform für den Konjunktiv (*salbômês*). Bei Tatian kommt beides vor: *ziohemês* und *ziohên*. Im Alemannischen endet die 2. Pl. Konj. Präs. auf *-ênt* wie bei Notker: *râtênt*, ansonsten nur auf *-ôt* bei den starken Verben II und *êt* bei den anderen Verbklassen. Die 3. Pl. endet bei den starken Verben II auf *-ôn*, die anderen Klassen enden auf *-ên*.

Konjunktiv Präteritum

Starke Verben

	Älteste Form(stark)	Tatian	Otfrid	Notker
	Anfang des 9. Jh.	ca. 825	ca. 865	ca. 1000
1.+3. Sg.	<i>nâmi</i>	<i>zugî</i>	<i>fuari</i>	<i>riete</i>
2. Sg.	<i>nâmîs</i>	<i>zugîs (-ist)</i>	<i>fuarîs</i>	<i>rietîst</i>
1. Pl.	<i>nâmîm, (-imês)</i>	<i>zugîmês (-in)</i>	<i>fuarîn</i>	<i>rietîm</i>
2. Pl.	<i>nâmît</i>	<i>zugît</i>	<i>fuarît</i>	<i>rietînt</i>
3. Pl.	<i>nâmîn</i>	<i>zugîn</i>	<i>fuarîn</i>	<i>rietîm</i>

Schwache Verben

	schwach I	schwach II	schwach III
1.+3. Sg.	<i>suohî, zalti, zeltî, nerîti</i>	<i>salbôti</i>	<i>habêti</i>
2. Sg.	<i>suohîs, (-ist)</i>	<i>salbôfîs</i>	<i>habêfîs</i>
1. Pl.	<i>suohîm, (-in, -imês)</i>	<i>salbôfîm</i>	<i>habêfîm</i>
2. Pl.	<i>suohît</i>	<i>salbôfît</i>	<i>habêfît</i>
3. Pl.	<i>suohîm</i>	<i>salbôfîm</i>	<i>habêfîm</i>

Die 1. und 3. Sg. Konj. enden auf *-i*. Die 2. Sg. endet in älteren Quellen auf *-is*, später wird dieser Form ein *-t* angefügt: *nâmîs, rietîst*. Die 1. Pl. endet zunächst auf *-im* und später auf *-in*, allerdings geht im 9. Jh. genau wie im Indikativ Präteritum und im Konjunktiv Präsens die *-mes* Endung in die 1. Pl. Konj. Prät. ein: *zugîmês*. Die 2. Pl. endet auf *-ît*, spätalemannisch jedoch auf *-înt: rietînt*. Die 3. Pl. endet auf *-in*.

Partizip Präsens

Von starken Verben

Älteste Form (stark)	Tatian	Otfrid	Notker
Anfang des 9. Jh.	ca. 825	ca. 865	ca. 1000
<i>nemant, (-enti)</i>	<i>ziohenti, (-anti)</i>	<i>farenti, (-amti)</i>	<i>râtente, (-ende)</i>

Von schwachen Verben

schwach I	schwach II	schwach III
<i>suochenti, zellenti, nerienti, nerrenti, (-anti)</i>	<i>salbôti</i>	<i>habêti</i>

Die Endung des Partizip Präsens ist in allen Verbklassen *-ônti* und *-ênti* bei den schwachen Verben II und III, die starken Verben und die schwachen Verben I enden auf *-enti*. Später wird das *-nt* der Endung zu *-nd* abgeschwächt. Bei den schwachen Verben I und den starken Verben schwanken die Bindevokale.

Partizip Präteritum

Von starken Verben

Älteste Form (stark)	Tatian	Otfrid	Notker
Anfang des 9. Jh.s	ca. 825	ca. 865	ca. 1000
<i>ginoman</i>	<i>gizogan</i>	<i>gifarun</i>	<i>gerâten</i>

Von schwachen Verben

schwach I	schwach II	schwach III
<i>gisuochit</i>	<i>gisalbôt</i>	<i>gihabêt</i>

Das Partizip Präteritum wird dadurch gebildet, daß bei den schwachen Verben ein *-t* an den Verbstamm angefügt wird, bei den starken Verben findet Ablaut statt, und es wird das Suffix *-an* an den Stamm gefügt.

Konjugation der Wurzelverben (athematische Verben)

	Infinitiv					
	<i>tuon</i>	<i>gân</i>	<i>gên</i>	<i>stân</i>	<i>stên</i>	<i>son</i> <i>wesen</i> ¹⁾
IndikativPräsens						
SG. 1	<i>tuon, tuo</i>	<i>gân, gâ</i>	<i>gên, gê</i>	<i>stân, stâ</i>	<i>stên, stèn</i>	<i>bin</i> <i>wise</i>
2	<i>tuost</i>	<i>gâst</i>	<i>gêst</i>	<i>stâst</i>	<i>stêst</i>	<i>bist</i> <i>wisest</i>
3	<i>tuot</i>	<i>gât</i>	<i>gêt</i>	<i>stât</i>	<i>stêt</i>	<i>ist</i> <i>wiset</i>
PL. 1	<i>tuon</i>	<i>gân</i>	<i>gên</i>	<i>stân</i>	<i>stên</i>	<i>birn, son, sint</i> <i>wesen</i>
2	<i>tuot</i>	<i>gât</i>	<i>gêt</i>	<i>stât</i>	<i>stêt</i>	<i>birt, sot</i> <i>weset</i>
3	<i>tuont</i>	<i>gânt</i>	<i>gênt</i>	<i>stânt</i>	<i>stênt</i>	<i>son, sint</i> <i>wesent</i>
KonjunktivPräsens						
SG. 1	<i>tuo</i>	<i>gâ</i>	<i>gê</i>	<i>stâ</i>	<i>stê</i>	<i>sî</i> <i>wese</i>
2	<i>tuost</i>	<i>gâst</i>	<i>gêst</i>	<i>stâst</i>	<i>stêst</i>	<i>sîst</i> <i>wesest</i>
3	<i>tuo</i>	<i>gâ</i>	<i>gê</i>	<i>stâ</i>	<i>stê</i>	<i>sî</i> <i>wese</i>
PL. 1	<i>tuon</i>	<i>gân</i>	<i>gên</i>	<i>stân</i>	<i>stên</i>	<i>sîn</i> <i>wesen</i>
2	<i>tuot</i>	<i>gât</i>	<i>gêt</i>	<i>stât</i>	<i>stêt</i>	<i>sît</i> <i>weset</i>
3	<i>tuon</i>	<i>gân</i>	<i>gên</i>	<i>stân</i>	<i>stên</i>	<i>sîn</i> <i>wesen</i>
IndikativPräteritum						
SG. 1	<i>tet, tete</i>	<i>gienc, gie</i>		<i>stuont</i>		<i>was</i>
2	<i>taete</i>	<i>giengê</i>		<i>stüende</i>		<i>waere</i>
3	<i>tet, tete</i>	<i>gienc, gie</i>		<i>stuont</i>		<i>was</i>
PL. 1	<i>tâten, toeten</i>	<i>giengen</i>		<i>stuonden</i>		<i>wâren</i>
2	<i>tâtet</i>	<i>gienget</i>		<i>stuondet</i>		<i>wâret</i>
3	<i>tâten</i>	<i>giengen</i>		<i>stuonden</i>		<i>wâren</i>

KonjunktivPräteritum				
SG. 1	taete, tete	gienge	stüende	waere
2	taetest	giengest	stüendest	waerest
3	taete	gienge	stüende	waere
PL. 1	taeten	giengen	stüenden	waeren
2	taetet	gienget	stüendet	waeret
3	taeten	giengen	stüenden	waeren
Partizip				
Präsens	tuonde	gānde gēnde	stānde stēnde	sīnde wesende
Präteritum	getān	(ge)gān, (ge)gangen	gestanden, gestān	gesīn gewesen, gewest

Ann. 1: «wesen» ist kein Wurzelverb, sondern ein starkes Verb der Ablautreihe V mit grammatischem Wechsel.

Präterito-Präsentien. Ausgangspunkt ist die Bestimmung der Verbformen in den Versen:

<i>Lesēn vuiri, thaz fuori ther heilant fartmuodi.</i>	Wir lesen, daß der Heiland von der Reise ermüdet einherzog.
<i>ze untarne, vuizzun thaz, er zeinen brunnon kizaz.</i>	Gegen Mittag setzte er sich, das wissen wir, an einen Brunnen.

(Aus dem Gedicht «Christus und die Samariterin»).

Die Form *lesēn* ist als 1. Person Plural Indikativ Präsens des starken Verbs *lesan* zu bestimmen. Die Endung *-ēn* ist Abschwächung aus *-emēs*. Die Form *vuizzun* (= *wizzun*) zeigt mit dem Vokal *u* in der Endung ein charakteristisches Merkmal althochdeutscher Präteritumformen. Da vor der Endung *-un* kein Dentalsuffix steht, ist die Form als starke Verbform zu bestimmen. Der Wurzelvokal *i* im Präteritum Plural führt auf die 1. Ablautreihe. Der Form *wizzun* entspricht die Form *ritun*. Die zu *wizzun* gehörige Singularform muß entsprechend *ih reit* also *ih weiz* lauten. Diese Form ist in demselben Gedicht in Vers 49 belegt: *Vueiz ih, daz dū uār segist*.

Die Übersetzung der Textstellen erbringt folgenden Befund: die Präteritumformen *weiz* – *wizzun* haben präsentische Bedeutung: «ich weiß» – «wir wissen». Ein starkes Verb, dessen Präteritumsform Präsensbedeutung hat, heißt Präterito-Präsens (Plural: die Präterito-Präsentien). Da das Präteritum des Ahd. aus sprachhistorischen Gründen auch als Perfekt bezeichnet wird, werden die Präterito-Präsentien teilweise auch als Perfekto-Präsentien bezeichnet.

Verbklasse	Form	Bedeutung
starke Verben	Präteritum: <i>reit</i> – <i>ritun</i>	Präteritum: «ich ritt – wir ritten»
Präterito-Präsentien	Präteritum: <i>weiz</i> – <i>wizzun</i>	Präsens: «ich weiß – wir wissen»

Die besonderen Bedeutungsverhältnisse dieser Verben können durch einen Vergleich mit lat. *videre* «sehen» verdeutlicht werden, das mit ahd. *weiz* etymologisch verwandt ist. Der Präteritumsform *weiz* hat ursprünglich eine

Bedeutung «ich habe gesehen» entsprechen. Sie bezeichnet einen Vorgang, der vom Standpunkt des Sprechers aus gesehen abgeschlossen ist, dessen Ergebnis aber in seine Gegenwart hineinwirkt.

Präterito-Präsentien im Ahd.

Ablautreihe	Präsens Indikativ			Infinitiv	Präteritum Indikativ 1. u. 3. Pers. Sing.	Bedeutung
	1. u. 3. Pers. Sing.	2. Pers. Sing.	1. u. 3. Pers. Plur.			
I.	<i>weiz</i>	<i>weist</i>	<i>wizzun eigun</i>	<i>wizzan</i>	<i>wissa</i>	wissen, erkennen, haben, besitzen
II.	<i>toug</i>		<i>tugun</i>		<i>tohta</i>	taugen, sich eignen, nützen
III.	<i>an kann darf gitar</i>	<i>kant darft gitarst</i>	<i>umun kunun durfun giturrun</i>	<i>unnan kunnan durfan</i>	<i>onda konda dorfta gitorsta</i>	gönnen können, können bedürfen, brauchen wagen
IV.	<i>scal ginah</i>	<i>scalt</i>	<i>sculun</i>	<i>sculan</i>	<i>scolta</i>	sollen, müssen, im überfluss haben
V.	<i>mag</i>	<i>maht</i>	<i>magun mugun</i>	<i>magan mugan</i>	<i>mahta mohta</i>	können, vermögen
VI.	<i>muoz</i>	<i>muost</i>	<i>muozun</i>		<i>muosa</i>	können, dürfen

Der Gebrauch der Tempusformen im Althochdeutschen. Das Ahd. kennt die synthetisch gebildeten Tempora Präsens und Präteritum, die schon die Tempora des Germanischen waren. Die zusammengesetzten Zeiten entwickeln sich in ahd. Zeit erst ganz allmählich und behalten noch lange Zeit «den Beigeschmack des fremdartig Ungewohnten». Die Entwicklung der umschriebenen Zeitformen wird zum großen Teil durch die Sprachstruktur des Lateinischen beeinflusst. Da die Schreiber der ahd. Zeit in «lateinisch-antiker beziehungsweise lateinisch-christlicher Bildungstradition» standen, befanden sie sich in engem Kontakt mit der lateinischen Sprache. Dementsprechend bilden «Übersetzungen aus dem Lateinischen und die poetische Bearbeitung lateinischer Vorlagen» ihren Schwerpunkt innerhalb der volkssprachlichen Literatur.

So war der Übersetzer in der Situation, das differenzierte Tempussystem des Lateinischen mit den Mitteln, welche die ahd. Sprache ihm zur Verfügung stellte, auszudrücken. Dieser Umstand gab für den Übersetzer vermutlich an einigen Stellen den Anlaß, nach differenzierteren Tempusbezeichnungen zu suchen. Die Probleme, die sich beim Übersetzen lateinischer Texte ins Ahd. ergaben, sind nicht der einzige Grund, warum sich das ahd. Tempussystem veränderte, denn ähnliche Veränderungen sind auch in anderen germanischen Sprachen, die wahrscheinlich nicht in der Weise wie das Ahd. durch das Lateinische beeinflusst wurden, feststellbar.

Die synthetisch gebildeten Tempora

Indikativ Präsens. Der Indikativ des Präsens kann im Ahd. sowohl die Gegenwart bezeichnen als auch die Zukunft, er kann auch ohne Zeitbezug auftreten:

«*Tho antuurtanti der heilant in quad iru giuuelih de dar trinkit fon uuazzare thesemo thurstit inan abur de dar trinkit fon thesemo uuazzare thaz ih gibu ni thurstit zi euuidu...*».

«Da antwortete der Heiland und sprach (zu) ihr: «Wer immer da trinkt von diesem Wasser, ihn dürstet abermals. Der aber von dem Wasser trinken (wird), das ich geben (werde), ihn dürstet nicht in Ewigkeit...».

Dieses Beispiel verdeutlicht, daß die einfache Präsensform Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung haben kann. Im folgenden Beispiel drückt das Präsens einen zeitlosen Sachverhalt aus, der schon in der Vergangenheit so war, in der Gegenwart so ist und in der Zukunft so sein wird:

«*Ter terni máchont nouem, ter nouem máchont XXVII. Dáz sint ter terni ter.*»
«Dreimal drei ergibt neun, dreimal neun 27. Das sind dreimal drei mal drei.»

Indikativ Präteritum. Die einfache Imperfektform kann alle Stufen der Vergangenheit ausdrücken. Das Präteritum kann die einfache Vergangenheit bezeichnen. Die Imperfektform ist im Ahd. als Perfekt zu verstehen, wenn ein Geschehen bezeichnet wird, das abgeschlossen in der Vergangenheit liegt, aber bis in die Gegenwart wirkt. Wenn eine Handlung, die vor der Vergangenheit stattgefunden hat, bezeichnet wird, ist die Imperfektform als Plusquamperfekt zu verstehen. Der ahd. Sprecher bzw. Schreiber wußte wahrscheinlich aufgrund des Zusammenhangs, in dem die Imperfektform auftrat, welche Stufe der Vergangenheit sie bezeichnete:

«*quam tho uuib fon samariu sceffen uuazzar Tho quad iru der heilant gib mir trinkan sine iungoron giengun in burg thaz sie muos couftin.*»

«(Es) kam da (ein) Weib aus Samaria Wasser zu schöpfen. Da sagte der Heiland: «Gib mir (zu) trinken». Seine Jünger (waren) in die Stadt gegangen, daß sie Speisen kauften».

Hier hat die einfache Imperfektform die Bedeutung der Vorvergangenheit und der Vergangenheit, im folgenden Beispiel drückt es dagegen das Perfekt aus:

«*tho quad iru der heilant uuola quadi thaz thu ni habes gomman thu habetos fínf gomman inti den thu nu habes nist din gomman...*»

«Da sagte ihr der Heiland: «(Du) hast gut gesagt, daß du nicht einen Ehemann hast, du hattest fünf Männer und den du jetzt hast, (der) ist nicht dein Ehemann...».

Der Gebrauch des Konjunktivs. Mit dem Konjunktiv können im Ahd. «Zweifel, Unsicherheit, Vermutung, Wunsch [und] irrales Geschehen» aus-

gedrückt werden. Der Konjunktiv bezeichnet demnach den Modus und nicht das Tempus einer Verbalform. Insofern gehört der Konjunktiv eigentlich nicht in den Themenbereich Tempus.

Die Konjunktivformen werden hier behandelt, weil sich im Ahd. der Konjunktiv im Nebensatz oftmals nach dem Tempus des Hauptsatzes richtet. Auf eine Imperfektform folgt also der Konjunktiv Präteritum und auf eine Präsensform der Konjunktiv Präsens. Obwohl der Konjunktiv keine temporale Bedeutung hat, richtet er sich nach der Tempusform im Hauptsatz, sein Gebrauch wird also durch die Wahl des Tempus beeinflußt, was im Nhd. nicht der Fall ist:

«*Siu quat, sus libiti, commen ne hebiti.*»

«Sie sprach, sie lebe so, einen Gatten habe sie nicht».

Da im Ahd. *quat* eine Imperfektform ist, folgt im Nebensatz der Konjunktiv Präteritum, der an der *-i-* Endung zu erkennen ist.

Zusammengesetzte Formen. Die zusammengesetzten Tempusformen des Perfekts, Plusquamperfekts und des Futurs beginnen sich im Ahd. erst allmählich zu entwickeln. Eggers stellt die Entstehung der Perfektformen mit *wesan* an einem Beispiel aus der ahd. Isidorübersetzung (8. Jh.) dar. Im 8. Jh. hatte das Ahd. noch keine festgelegten Perfektformen herausgebildet. Trotzdem treten im Isidortext Formen wie «*ist quhoman*» auf. Diese Zusammensetzung unterscheidet sich nicht von den Formen des Zustandspassivs transitiver Verben, die ebenfalls im Isidortext vorkommen, es kann sich hier jedoch nicht um eine Passivform handeln, da *quhoman* ein intransitives Verb ist. Nach Eggers muß diese Konstruktion daher die Bedeutung: «ist ein Gekommener» haben, und zwar deshalb, weil die Verben *wesan* und *werdan* im Ahd. noch Vollverben sind und das Partizip im Ahd. zunächst ein reines Verbaladjektiv ist. Erst später durch die «gewöhnheitsmäßige Bildung der unschriebenen Tempus- und Passivformen [wird] aus der adjektivischen ein partizipiale Funktion». Das Partizip hat hier also weniger die Funktion einer Verbform, sondern vielmehr die Funktion eines «Prädikatsnomens». Daß das Partizip in zusammengesetzten Formen noch anders empfunden wurde als im Neuhochdeutschen, zeigt sich auch daran, daß es oft flektiert auftritt.

Auch wenn diese Formen noch nicht die Bedeutung und die Funktion der heutigen Perfektformen haben, erweitern sie doch die Ausdrucksmöglichkeiten, denn die Konstruktion «er ist ein Gekommener» hat eine andere Bedeutung als ein einfaches *quham* «er kam», weshalb Eggers hierin eine «Bereicherung des deutschen Formensystems» sieht. Wolf bezeichnet diese Konstruktionen als «Ansätze zu einer Perfektbildung». Hinzu kommen später Zusammensetzungen mit *habên* «haben» und *eigan* «besitzen». Die Formen mit *habên* und *eigan* treten zuerst bei Tatian und Otfried auf, und

auch hier hat das Partizip zunächst noch rein verbaladjektivische Funktion. Auch Umschreibungen des Plusquamperfekts mit *habên* treten nach Eggers bereits im 9. Jh. auf, sie sind jedoch noch sehr selten, wogegen die Formen mit *wesan*, *habên* und *eigan* schon regelmäßig vorkommen.

Um zukünftiges Geschehen zu bezeichnen, treten anstatt der Präsensformen selten auch Umschreibungen des Futurs mit den Verben *sculan* «sollen» und *wellen* «wollen» auf. Belege der Zukunftsbezeichnungen durch *sculan* kommen bereits im Isidor vor: *er sculut bichennen (cognosceitis)* «ihr sollt (werdet) erkennen». Eggers vermutet hier, daß «diese Entwicklung [...] durch das Vorkommen der lateinischen Futurpartizipien [...] veranlaßt sein» könnte, für die der Übersetzer nach einer passenden Übersetzungsmöglichkeit suchte.

Das System der zusammengesetzten Tempusformen ist im Ahd. mit diesen Ansätzen noch keinesfalls vollständig ausgebildet. Erst im späten Mittelalter gelangt es zu der «systematischen Ausgewogenheit», die das Neuhochdeutsche kennt.

Kontrollfragen

1. Wie sind das Konsonantensystem und das System der Vokalphoneme im Althochdeutschen?
2. Vergleichen Sie die althochdeutschen Geminationsarten.
3. Worum handelt es sich bei der Monophthongierung und Diphthongierung im Althochdeutschen?
4. Worauf beruht der Umlaut?
5. Was versteht man unter Primärumlaut?
6. Charakterisieren Sie die althochdeutsche Verben:
 - a) Starke Verben;
 - b) Schwache Verbe.

LITERATUR

1. Бах А. История немецкого языка. – М.: Изд-во ин.лит-ры, 1956. – 343 с.
2. Жирмунский В.М. История немецкого языка. – М.: Высшая школа, 1965. – 408 с.
3. Зиндер Л.Р., Строева Т.В. Историческая морфология немецкого языка. – Л.: Ленингр. отд., 1968. – 263 с.
4. Левицкий В.В. Сравнительно-этимологический словарь германских языков. – Черновцы, 1994. – 313 с.
5. Левицкий В.В. Этимологический словарь германских языков. В 3-х томах. Т. 1. – Черновцы: Рута, 2000. – 262 с.
6. Таранец В.Г. Энергетическая теория речи. – Киев-Одесса: Вища школа, 1981. – 149 с.
7. Чемоданов Н.С. Хрестоматия по истории немецкого языка. – М.: Высшая школа, 1978. – 288 с.
8. Älteste deutsche Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Heinz Mettke. Verlag Philipp Reclam jun. – Leipzig, 1979. – 309 S.
9. Borgström G. Internal reconstruction of Pre-Indo-European wordforms // Word, 1954, vol. X, № 2-3. – P.275-287.
10. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. In 3 Bänden. Bd.3. – Akademie-Verlag. – Berlin, 1989. – S. 1956-1957.
11. Frühe Deutsche Literatur. Texte und Übersetzungen. 24 Bände. Mit Illustrationen. Herausgegeben von Walter Haug. Bd.1. – Frankfurt am Main, 1991. – 1593 S.
12. Kaliuščenko V.D. Semantische Klassifikation denominaler Verben im Mittelhochdeutschen // Типология языковых значений в диахроническом и сопоставительном аспектах. Словообразование в средне-верхненемецком языке: Сб. науч. тр., Мин. образования Украины, Донецкий гос. ун-т. Вып. 1. – Донецк: ДГУ, 1998. – С. 47-55.
13. Keller R. Sprachwandel: von der unsichtbaren Hand in der Sprache. – Tübingen, 1990. – 372S.

14. Lexer M. Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. – Leipzig, 1974. – 504 S.
15. Meineke E./Schwerdt J. Einführung in das Althochdeutsche. – Paderborn, 2001. – 570 S.
16. Nübling D./Dammel A. Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. – Tübingen, 2006. – 420 S.
17. Röhrich L. Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten in 2 Bänden. Bd.2 – Freiburg–Basel–Wien, 1978. – S. 1134-1135.
18. Schatz J. Althochdeutsche Grammatik. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1927. – 352 S.
19. Schmidt J. Abriss der Geschichte der deutschen Sprache. – 3 Aufl. – Berlin: Akademie Verlag, 1984. – 259 S.
20. Wahrig G. Deutsches Wörterbuch (Jubiläumsausgabe). Mit einem Lexikon der deutschen Sprachlehre. – Bertelsmann, 1986-1991. – S. 1105-1106.
21. Weinhold K. Mittelhochdeutsche Grammatik. Ein Handbuch. – Paderborn: Schöningh, 1977. – 525 S.

INHALT

LEKTION 1.	
Grundbegriffe der Sprachentwicklung	3
LEKTION 2.	
Urgermanisch und Gemeingermanisch	15
LEKTION 3.	
Phonetische und grammatische Besonderheiten des Althochdeutschen	36

Навчальне видання

**Азарова Інеса Ігорівна
Іваницька Юлія Валеріївна**

ІСТОРІЯ НІМЕЦЬКОЇ МОВИ

ПРАКТИКУМ З КУРСУ

*для студентів
факультету романо-германської філології
(заочна форма навчання)*

Макет Костюріа О.О.

Підписано до друку 25.02.2019. Формат 60x84/16
Обл.-вид. арк. 3,75. Ум.-друк. арк. 3,3
Папір офсетний. Друк на дуплікаторі.
Зам. № 1106-05. Ціна договірна.

Видано і віддруковано в ПП «Фенікс»
(Свідоцтво ДК №1044 від 17.09.02)
м. Одеса, 65009, вул. Зоопаркова, 25. Тел. (048) 7777-591
e-mail: maritimebooks@yandex.ru
www: law-books.od.ua